

STEIDL

Michael Erlhoff

Nutzen statt Besitzen

inhaltlich

vorwörtlich	7
1. besitzständig	11
2. eigentümlich	15
3. gebräuchlich	21
4. üblich	29
5. gewöhnlich	38
6. nützlich	43
7. wohnlich	71
8. womöglich	82
9. fürsorglich	85
10. lieblich	90
schließlich	103

1. Auflage März 1995

© Steidl Verlag, Göttingen 1995

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Heine/Lenz/Zizka

Satz, Scanlithos, Druck, Bindung:

Steidl, Düstere Straße 4, D-37073 Göttingen

Printed in Germany

ISBN 3-88243-348-5

vorwörtlich

Der Titel dieser Reihe, »DesignEssays«, rückt sich selbst in ein merkwürdiges Licht: Er behauptet nämlich erstens, daß die hier publizierten Texte lediglich »Versuche«, eben »Essays«, und damit weder Kanzleireden noch Darstellungen gesicherten Vermögens, rechtsverbindlicher Schriftsätze oder von Abhandlungen und damit philologischer Reinlichkeit seien, noch dem Wahn huldigen, Endgültiges und Wahres zu verkünden. Vielmehr finden die Leserinnen und Leser dieser Essays in jenen Versuchen Hypothesen und Anregungen, fragile Manifeste und leichtfüßige Erörterungen, deren Gewicht sich nicht herkömmlich messen läßt.

Außerdem, nämlich zweitens, offenbart der Reihentitel die Kategorie »Design«, unter der sich eine allgemeine Öffentlichkeit – nach langer Ignoranz gegenüber der Forderung nach Gestaltung – heutzutage mit wachsender Begeisterung tolle Sachen, sensationelle Dessous, aufregende Layouts, schräge Stühle und am Ende gar bizarre Frisuren und

hausbackene Brötchen vorstellen mag. Denn die Suche nach Besonderung und die Sucht, selber öffentlich zu werden, steuern längst die imaginierten Inhalte von Design.

Mit dem aber, was heute im Design geschieht und was dessen Aufgaben und Implikationen sind, hat solche Begeisterung wenig zu tun. Deshalb werden diese »DesignEssays« drastisch belegen, daß Design womöglich etwas ganz anderes ist, nämlich unansehnlich und ohne das übliche Konglomerat sinnlicher Reize auftritt. Denn Design, so behauptet zumindest der Herausgeber dieser Reihe, bedeutet als Tätigkeit vor allem die Kompetenz von Vermittlung und von Organisation; Design also ist – so wiederum der Herausgeber – eine typisch modern undisziplinierte Disziplin, die eben deshalb in der Lage ist, die Anforderungen und Probleme unserer Gegenwart zu begreifen, und die überdies genötigt wird, für diese Probleme ökologische, soziale, ökonomische, technische und kulturelle Möglichkeiten der präzisen Reflexion und auf Lösung gerichteten Bearbeitung zu entwickeln. Deshalb steckt Design als Gestaltung in allen Gegen-

ständen und Prozessen, in Kommunikation und Information ebenso wie in Objekten und deren Gebrauch, in Schriften und in Sprache, aber auch in der Formulierung von Kooperation und gesellschaftlichem Verhalten.

Wundern Sie sich also bitte nicht darüber, daß gegebenenfalls nichts Anschauliches geboten und ebenfalls nicht ständig das Wort »Design« geschrieben wird. Denn Design ist implizit schon immer da, bestimmt in vielfältiger Weise unser Leben und bedarf lediglich des öffentlichen und des spezifischen Bewußtseins seiner Existenz.

Der hier vorliegende erste Band der »Design Essays« verdeutlicht dies eklatant, denn sein Text kommt eindeutig aus dem Design, ohne neue Bildwelten, Attraktionen und Gemütlichkeiten anzubieten und ohne ständig das Wort »Design« zu zitieren. Dafür aber wird womöglich dieser Band Ausdruck für jene Wahrhaftigkeit sein, daß Design in den nächsten Jahrzehnten unser Leben eindringlich prägen wird und sich diesseits all der üblichen Beschränkungen und Verunsicherung avanciert mit gesellschaftlichen Problemen auseinandersetzt.

1. besitzstündlich

Zweifellos besitzt jeder Mensch unserer Zivilisation irgendwann einen Stuhl oder mit der Zeit mehrere Stühle.

Dabei besitzt er womöglich gar nicht das, was er gerade besitzt – geschweige denn ist es sein Eigentum. Mit dem bürgerlichen Gesetzbuch nämlich ist das so eine Sache, kennt es doch eine eigenartige Differenz von Eigentum, Besitz und Nutzungsrecht. Womit ohne weiteres völlig unklar wäre, ob die Stuhl-Besitzerin oder der Stuhl-Besitzer just Eigentum, besitzenden Besitz oder nur eine – berechnigte oder unberechnigte – Nutzung ausübe. Dies wiederum könnte noch komplizierter werden, weil die Besitzerin oder der Besitzer den Stuhl vielleicht bloß gemietet und damit keinerlei Nutzungsrecht an ihm hat, denn Mieterin oder Mieter des Stuhls dürfte diesen nur mit einer Sondergenehmigung an andere potentielle Besitzerinnen und Besitzer untervermieten, während die Besitzer der Nutzung aus dem Besitzen viel weiteren Nutzen

ziehen könnten (traditionell wären diese Besitzer eben Pächter).

Nun könnten jene Besitzerinnen und Besitzer der Stühle ziemlich frustriert sein, da doch das Besitzen noch gar nichts meint (übrigens existierte vor vielen Jahren in England eine gesetzliche Regelung, die besagte, daß die Besetzer leerstehender Häuser deren Besitzer wurden, die damit also Handlung und aktuellen Status zur Grundlage von Besitzen machte – auf unser Beispiel bezogen bedeutete dies, daß, wer sitzt, auch besitzt). Die Enttäuschung aber der Besitzer hierzulande ist durchaus realistisch, denn es geht bei dem, was zuvor geschrieben wurde, ja nicht um das Geklapper von Wörtern, sondern um harte Fakten und um simple Ökonomie: Der breite Hintern weist den Weg (die »S-Klasse« im Sinn).

Nehmen wir also zur Kenntnis, daß hier ein furchtbares Wirrwarr dadurch entstanden ist, daß offensichtlich die Frage von Besitz und Eigentum unsere Zivilisation heftig beschäftigt hat und daß diese Proprietäten allein unter feinst verästelten Formulierungen abgesichert werden konnten.

Fügen wir jene historische Kunde hinzu, daß einst die Bildung von Eigentum als ein euphorisch gefeierter Akt der Emanzipation bürgerlicher Kreise gegenüber den Feudalherren erschien, und verknüpfen wir dies mit jener Sehnsucht der stets nach Identität auch kategorial strebenden Bürgerinnen und Bürger, durch Eigentum eigen zu werden und niemandem mehr außer sich selber zu gehören (eben hörig zu sein): Dann nämlich wird leicht plausibel, warum Eigentum die Basis unseres gesellschaftlichen Lebens zu sein vorgibt. »Unter allen Erdenfreuden, mit denen die Allmacht unser Leben schmückte, ist außer einer festen Gesundheit Nichts, was den Menschen so erfreuen kann, als der Genuß eines redlich erworbenen Eigentums, von dem er sagen kann, dies ist mein. Dieses Mein besteht in einer solchen tatsächlichen Verbindung einer Sache mit einer Person, daß dadurch alle anderen Personen von dieser Seite ausgeschlossen, d. h. in die Unmöglichkeit versetzt werden, sich ihrer zu bemächtigen oder sie zu gebrauchen, ohne dadurch zugleich das persönliche Recht einer Person zu verletzen« – so vermeldet das

1849 (sic!) erschienene »Vollständige politische Taschenwörterbuch«, herausgegeben in Leipzig von G. F. R. Hoffmann, unter dem Stichwort »Eigentum«.

2. eigentümlich

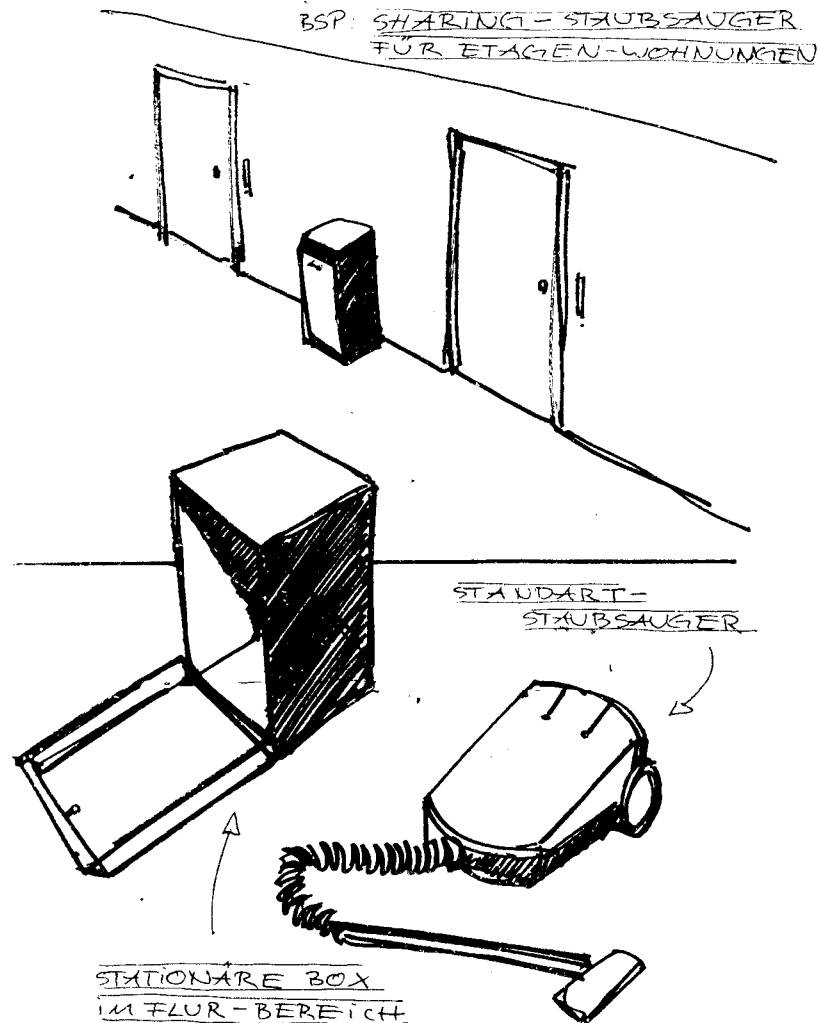
Nun impliziert immerhin solch eine eigentümlerische Begeisterung eine felsenfeste Realität, denn bekanntlich beinhaltet Eigentum Abhängigkeitsverhältnisse; und zwar insbesondere dann, wenn es um das Eigentum an Produktionsmitteln geht, unter dessen Kuratel Lohn-, Gehalts- und Honorarabhängige sich grundsätzlich zu beugen haben und mit Wohl und Wehe prinzipiell von den entsprechenden Eigentümern abhängig sind (zweifellos gilt dies vor allem in Krisenzeiten und übrigens auch – nur durch einige gesetzliche Regelungen gemildert – für Unternehmen im Staatseigentum, also für Behörden und Ministerien, für Universitäten und öffentliche Straßen und dergleichen).

Weil dies wahrhaftig ein problematischer Zustand ist, kämpften ja Gewerkschaften und auch die Sozialdemokratie gegen solch Eigentum und entwarfen sie einerseits Modelle der Vergesellschaftung von Eigentum (ohne dabei die Kategorie

und die Realität Eigentum radikal in Frage zu stellen) und andererseits Beteiligungsmodelle, die alle Menschen zu privaten Eigentümern erheben sollten (was wiederum nicht Eigentum an sich fragwürdig machte, es sogar eher noch einmal heroisierte). Aber selbst die ganz normale offizielle Politik hierzulande bekundete ein gewisses Mißtrauen gegen das Eigentum, denn unter dem Signum »soziale Marktwirtschaft« formulierte man einst im Grundgesetz wohlmeinend und doch offenkundig hilflos, »Eigentum verpflichtet« – nämlich zu sozialem Handeln.

Solch ein Pathos des Begriffs von Eigentum zeugt aber wohl eher davon, daß allen beteiligten Seiten Gerhart Hauptmanns »Die Weber« heftig im Nacken sitzt, es verengt jedoch den Blick auf Gegenwart und Zukunft unter der Zentralperspektive von Possessivpronomen und behauptet schlicht, unsere Gesellschaft sei eigentümlich.

Nun ist unbenommen, daß auch im Detail diejenigen, die das Eigentum von Eigentümern nutzen, sich zumindest ableitungslogisch in einer verflixten Abhängigkeit gegenüber Eigentümern befinden:



Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)

Wenn ich zum Beispiel Auto oder Wohnung miete, Taxi oder Eisenbahn fahre, an der kommunalen Müllentsorgung partizipiere, Wasser aus der Leitung zapfe oder auf Straßen gehe: allemal nutze ich – meist gegen irgendeinen Obulus – das Eigentum anderer, und könnten diese mir knechtende Bedingungen oktroyieren, die mich herrlich aussaugen würden. Nur ist dies nicht wirklich der Fall, da ich sowohl angesichts eines existierenden Konkurrenzkapitalismus (der kein Kannibalismus und deshalb eine potentielle Spielfläche ist) meist eine Auswahl habe (auch wenn hier die Tendenz von – meinetwegen quasi zufälligen – Kartellabsprachen mich erschüttern soll), als auch mit Phantasie das eigentümliche System durch etliche Maßnahmen unterlaufen oder gar gegen sich selbst wenden kann. Das Ziel dabei wäre klar: Machen wir die Eigentümer zu den Abhängigen, und zerstören wir dabei gegebenenfalls den Kult und die Lobhudelei des Eigentums.

Wem dies abstrakt vorkommt, der sei wenigstens daran erinnert, daß nicht nur Gewerkschaften und Sozialdemokratie für eine Verallgemeine-

rung von Eigentum bisher seltsamerweise eingetreten sind, vielmehr taten dies stets auch die Eigentümer selber, vor allen anderen die Wirtschaft und die offizielle Politik, die den Erwerb von Eigentum jederzeit gepriesen haben und deshalb nicht die Nutzung, sondern allemal den Kauf von Dingen (von Autos, Häusern, Wohnungen, Waschmaschinen, Büchern, Kleidern und dergleichen) förderten und dies als Erwerb von Freiheit zu verkaufen suchten und suchen. Womit sie sich eigentlich selber ihrer eigenen Basis, nämlich der Exklusivität von Eigentum, begeben haben – allerdings wohl wissend, daß längst auch oder gerade der Kauf von Eigentum mit diversen Formen einer ganz neuen Abhängigkeit einherging: Die Auswahl beim Kauf ist begrenzt, die Verpflichtung gegenüber Dienstleistungen (zum Beispiel Reparaturen) der Unternehmen groß, Verschuldungen tun ein übriges (und verorten – nebenbei – Hersteller und Abnehmer in vergleichbarer Ebene), und die Sorge der Entsorgung verschiebt sich vom ursprünglichen auf den neuen Eigentümer, der dafür die Kosten zu tragen hat.

Von Freiheit durch Eigentum kann deshalb gar nicht mehr die Rede sein: Frei nämlich ist offenbar nur, wer kein Eigentum besitzt, und die Besitzerinnen und Besitzer unserer vorab gemeldeten Stühle wären nur dann frei beweglich, wenn sie nach Gusto einfach aufstehen und gehen könnten. Ohne Verpflichtung.

3. gebräuchlich

Dem nun leicht erhobenen Einwand, die Eigentümelei sei so unproblematisch nicht zu beseitigen, kann praktisch und perspektivisch ebenso leicht begegnet werden.

Vernachlässigen wir nämlich für diesen Augenblick das vielleicht wahrhaftig unverrückbare Problem des Eigentums an Grund und Boden (auf das wir am Ende noch einmal eingehen müssen), dann finden wir mannigfaltige alte und neue Beispiele des wohligen Lebens und der guten Ökonomie ohne das nutzlose Eigentum.

So existieren nämlich ganz banale, weil völlig übliche Formen eigentumsloser Nutzungen, die den Menschen bloß aufgrund dieser augenscheinlichen Normalität überhaupt nicht mehr als solche auffallen. Noch zum Beispiel atmen wir, ohne Eigentümer der Luft zu sein, gebrauchen wir Wasser und Wasserwege, obwohl die Mehrheit in unseren Landstrichen weder über Quellen noch über Flüsse verfügt, essen wir in Restaurants, trinken

wir in Kneipen und Bars, ohne uns deshalb als Wirte aufzuführen, gehen wir auf Straßen und Waldwegen spazieren, die uns nicht gehören, tummeln wir uns in Badeanstalten, und könnten wir dort gar die gemäße Kleidung traditionell ausleihen, leben wir in Hotels, fliegen wir mit Flugzeugen und fahren mit Bahnen und Bussen, die uns nicht eigen sind. Im Lebensmittelladen erwerben wir gar so komplette Nutzungsrechte, daß wir die Dinge quasi spurenlos verzehren dürfen, und an der Entsorgung des entstehenden Mülls nehmen auch diejenigen teil, die weder über Misthaufen noch über Abfallhalden oder Verbrennungsanlagen profitieren.

Zweifellos könnte diese Liste schier uferlos ergänzt werden (denn etwa Versicherungen und Banken nutzen auch die, die nicht über sie verfügen), und man könnte auf so wundervoll vernünftige Formen wie den Kostümverleih hinweisen, der verhindert, daß Menschen sich karnevalistische Attrappen, Ballkleider und Smokings kaufen müssen. – Womit sich übrigens unter dem Stichwort »Leihen« diesen uneigentümlichen Gedanken eine

pragmatisch erweiterte Dimension erschließt: Nicht Geld bei der Bank zu leihen, um damit Dinge zu kaufen, vielmehr für weniger Geld die Dinge gleich selber zu leihen – das überstrahlt doch wie eine Morgenröte alle Eigentümeleien. Denn nahezu alles ist mietbar und leihbar, da merkwürdigerweise eben auch diejenigen, die gewissermaßen strukturell kein oder nur ein geringes Eigentum bilden können oder wollen, viele Wege erarbeitet haben, diese Eigentumslosigkeit auszuleben und als Privileg zu erfahren.

An dieser Stelle kann ich nicht umhin, eine kleine persönliche Anekdote einzufügen. Als Teil nämlich der durchaus üblichen Mittelschicht habe ich bisher weder ein Bauernhaus in deutschen Ländern noch das allseits beliebte Häuslein auf Mallorca, in der Toscana oder in Südfrankreich gekauft – ich werde nicht einmal in die Versuchung kommen, dies zu tun, denn ich kenne inzwischen so viele Menschen, die eben jene Häuser (auch am Comer See, in Spanien oder in Belgien) besitzen und dabei – ohnehin daran gebunden, jegliche Freizeit in ihrem Eigentum zu verbringen – offen-

kundig völlig vereinsamen, so daß sie mich ständig händeringend einladen, sie doch zu besuchen oder wenigstens ihre privaten Behausungen nach meinem eigenen zeitlichen Gusto zu nutzen; dies führt nicht nur, wahrlich eigenartig, dazu, daß ich gar nicht auf die Idee käme, selber solch räumliches Eigentum zu bilden, was mich dann ja nur in deren abhängigen Stand versetzen würde (ganz abgesehen davon, wieviel trostlose Arbeitszeit, Gedanken und Planungen jene dafür aufwenden müssen, ihren räumlichen Besitz annähernd wohnlich zu gestalten und aufrechtzuerhalten), sondern es führt sogar dazu, daß ich mir sehr genau diese angebotenen kostenfreien Aufenthalte je nach Komfort und Umgebung zweifelsfrei aussuchen kann. Wenn überhaupt, dann nämlich hätte ich lediglich dem je eigentümlichen Narzißmus der Eigentümer zu frönen – was Eigentümer grundsätzlich beschwichtigt –, aber dies ist letztlich immer leicht getan und hat fast schon floskelhaften Charakter. Sollte irgend jemand solches vielleicht nicht anständig finden, so sei noch einmal darauf verwiesen, daß Eigentum nichts mit Anstand zu tun hat

(und daß Nassau zwar auf den Bahamas, eigentlich jedoch im Bermuda-Dreieck liegt). – Um dies zu verdeutlichen, seien hier noch zwei wunderbare Varianten eines ganz neuen Leihverkehrs preisgegeben, wie sie schon vor Jahren in einer Stadt gang und gäbe waren:

Die überraschendsten Varianten des Verzichts auf Besitz bei gleichzeitiger wonnevoller Nutzung von Gegenständen erlebte ich in Frankfurt am Main.

In dieser avancierten, aber eigentlich kleinbürgerlich-öden Kapitalmetropole nämlich zitterten etliche Besitzerinnen und Besitzer nobler Modeboutiquen an jedem Samstag, da jeweils kurz vor Ladenschluß viele durchaus betuchte Kundinnen und Kunden diese Boutiquen hektisch aufsuchten, voller Eile ein teures Gewand heraussuchten und anprobierten, sodann mit verlegenem Lächeln äußerten, sie müßten vor dem Kauf dieses wundervollen Gegenstands den Freund oder die Freundin/den Ehemann oder die Ehefrau fragen, ob es denn wirklich gefalle, und deshalb darum baten, die entsprechende Kleidung möge eingepackt wer-

den, auf daß jenem Personenkreis, der leider nicht leibhaftig anwesend sein konnte, zu Hause alles vorgeführt würde; ein Spiel, das die entsprechend verzweifelten Kaufleute genau kannten: Jene Kleider und Anzüge wurden am je folgenden Montag mit den bedauernden Wörtern, »er« oder »sie mag es überhaupt nicht«, zurückgebracht – selbstverständlich ein wenig zerknittert von jener Party oder anderem Vergnügen, für das diese Kleidung gebraucht wurde.

Tatsächlich war und ist dieser kostenlose Mietprozeß kaum zu unterbinden, vielmehr mußten die betreffenden Geschäftsleute jene Nutznießerei wohl oder übel zulassen, gewissermaßen als kostenlose und unausgesprochene Dienstleistung für ihre Klientel, die dafür an anderen Wochentagen und für andere Gelegenheiten ab und an wirklich etwas kaufte.

Damit vergleichbar ist folgende Variante: Frankfurter Werbeleute, die beizeiten durchaus bereit waren, ihre Büros – steuerlich absetzbar – durch ein repräsentativ modisches Möbelgeschäft der Stadt einrichten zu lassen, pflegten dasselbe Geschäft mit

der Bitte aufzusuchen, man möge doch jenen Tisch, diese Stühle und anderes ausgesuchtes Mobiliar in die private Wohnung anliefern, damit einmal ganz praktisch geprobt werden könne, ob die Möbel denn in die Wohnung paßten. – Voraussehbar gefielen nach zum Beispiel drei Monaten die Stühle nicht, so daß neue sechs oder acht Stühle unter denselben Bedingungen probenhalber geliefert werden mußten; dann paßte nach weiteren Monaten unbezweifelbar der Tisch nicht zu diesen Stühlen und wurde dementsprechend ausgetauscht, nun mißfielen andere Möbelstücke: Einige der Werbischaften auf diesem Weg völlig unproblematisch und bar jeglichen Schuldgefühls drei oder vier Jahre lang, solcherart sich ständig neu und ohne Einsatz von Geld einzurichten – am besten bis zu einem stadtinternen Umzug oder bis zum größeren Ortswechsel, der alles neu in Gang setzen konnte.

Nun sei durchaus zugegeben, daß solch Verhalten einiger Chuzpe bedarf und demgemäß eher jener kleinen gesellschaftlichen Schicht zuzurechnen ist, die sich aufgrund vorhandener oder einbildbarer Finanzmittel Selbstsicherheit und eine gewisse

spielerische Phantasie leisten konnte und kann (während ausgerechnet Minderbemittelte immer noch den Parolen des Besitzes glauben und deshalb sehr leicht bei einem Diebstahl auf- und der Polizei in die Hände fallen). Gleichwohl muß doch zur Kenntnis genommen werden, daß diese Privilegierten in lediglich radikaler Form gesellschaftlich ebenso vernünftige wie plausible Perspektiven beim Schopf ergreifen und in die Tat umsetzen: Denn sie stellen den – wie auch immer privatistisch geprägten – Nutzen eines Gegenstandes und dessen je aktuellen Gebrauchswert über den Besitz oder über die In-Besitz-Nahme desselben. Und damit handeln sie sowohl ökonomisch richtig als auch umwelt- und lebensweltgerecht.

4. üblich

Schon historisch gab es sehr viel auszuleihen und zu mieten, und heute kann man fast alles auf Zeit per Leihvertrag, Mietgesuch oder Leasing erhalten. Wofür man normalerweise zweifellos Gegenleistungen zu erbringen hat, meist in Form eines Geldbetrags, gelegentlich aber sogar in Naturalien, also im einfachen Tauschverkehr.

Womit wir en passant einen weiteren Weg eigentumsloser Nutzung beschreiten könnten; denn der Tausch in all seinen Verwicklungen ist ebenfalls ein verbreiteter Brauch. So tauschen schon Kinder ohne Argwohn unbeeindruckt untereinander etwa Comic-Hefte und Kleidungsstücke, außerdem tauschen Sammler auf eigens dafür eingerichteten Tauschbörsen, und Bilder wechseln auf diesem Weg ebenso die Besitzer, während lediglich räumliche Distanzen und körperliche Volumen aufgrund von Ferne und Größe verhindern, daß, obwohl theoretisch alles tauschbar wäre, praktisch alles in einem erweiterten Warenverkehr getauscht wird.

Nun wissen wir zwar alle, daß eben jene Problematik von Volumen und Distanzen oder auch die, sogleich die entsprechende Partnerin oder den Partner für den Tausch zu finden, an der Stelle des einfachen Warentausches die Einführung eines vermittelnden Mittels erbrachte, in ausgearbeiteter Form eben die des Geldes. Was aber noch keineswegs an sich die Kategorie des Eigentums zwangsläufig macht. Denn die Tatsache allein, daß ich etwas für etwas bezahle, bürgt noch nicht dafür, daß ich damit Eigentum erwerbe (siehe Mietzins und dergleichen): Die Differenz vielmehr zwischen der Bildung des mit Bildungsstreß verbundenen Eigentums und der lediglich zeitlichen Nutzung ist eher die Offenbarung eines Perspektivwechsels, also des gerichteten Blickes.

Was mit dieser Formulierung angedeutet sein könnte, erläutert sich ja schon beim Tausch: Erwirbt man nämlich jemals Eigentum, dann verknüpft sich dies allemal mit der Vorstellung, damit tun und lassen zu können, was man will – ein Auto zum Beispiel darf man dann bunt bemalen, ein Haus (einigermaßen, sofern nicht Bauvorschriften

dies verhindern) nach eigener Vorstellungskraft bauen und einrichten, in einem Buch kann man Anstreichungen vornehmen, eine Kaffeetasse darf an die Wand geworfen werden und so fort. Plane ich jedoch einen potentiellen Tausch ein, dann werde ich all dies unterlassen oder höchstens für eine wirkliche Qualifizierung der Gegenstände sorgen und dabei sogar auf eine möglichst allgemeine Akzeptanz schauen (und bei geliehenen oder gemieteten Sachen wird die Begrenzung des eigenen Umgangs mit den Dingen umso evidenter). Im Gegensatz also zu Eigentümerinnen und Eigentümern werde ich mich – es sei denn, ich wollte täuschen – als potentieller Tauscher stets um den Erhalt, die Verbesserung und die Langlebigkeit der Objekte kümmern. Was ja ebenso sozial wie umweltbewußt wäre, jedoch scheinbar meine Freiheit im Umgang mit den Gegenständen im Gegensatz zu dem, was die Eigentümer dürften, einschränkte.

Doch bedarf auch dies der genaueren Beobachtung und kommt die Diktion des letzten Satzes nicht zufällig auf diesem Wege daher: Eigentümerinnen und Eigentümer nämlich sind allemal auch

potentielle Verkäuferinnen und Verkäufer. Denn aus vielerlei Gründen (nicht zuletzt aus dem, daß Eigentum ja Unabhängigkeit verspricht) bemißt sich die Qualität von Eigentum stets am Wertzuwachs dieses Eigentums, also an dessen jederzeit virulenter Verkaufsmöglichkeit (empirisch wäre leicht nachprüfbar, daß etwa die Eigentümerinnen und Eigentümer von Eigenheimen mehrheitlich, kaum haben sie ihr eigentümliches Heim bezogen, den Gästen mitzuteilen pflegen, was für ein gutes Schnäppchen sie gemacht hätten und wieviel teurer inzwischen ihr Haus schon geworden sei – was also meint, daß sie stets mit der Potentialität des Verkaufs spielen). Mithin erweist sich die Unabhängigkeit derer, die über Eigentum zu verfügen glauben, als Illusion, da sie sich – wie diejenigen, die leihen und mieten, und wie die, die das Tauschen als Perspektive begreifen –, statt schalten und walten zu können, ständig um das Wohl ihres Eigentums sorgen und es demgemäß pflegen und hegen müssen. Allerdings, das sei eingestanden, ist dieser Sachverhalt wohl nicht allen Eigentümerinnen und Eigentümern gegenwärtig oder bewußt,

bloß entspricht dies lediglich dem ideologischen Pathos von Eigentum und der Behäbigkeit der Eigentümelnden.

Dabei erweist sich dieser Zusammenhang schon sehr vordergründig in einem Bereich, der einst – zumal über den Mittelweg der Pfandleihe – sehr anrüchlich war, in den letzten Jahrzehnten aber beträchtliches Ansehen und enorme Ausmaße entwickelt hat. Die Rede ist vom Second-Hand-Markt, also von jener beträchtlichen Flexibilisierung des Eigentums, die längst alle gesellschaftlichen Stände erreicht hat. Am deutlichsten wird dies im Kleidermarkt: War vor etwa fünfzehn Jahren für brave Bürgerinnen und Bürger nahezu undenkbar, gebrauchte Kleidung zu kaufen und zu tragen, so existieren heute sogar Luxus-Boutiquen aus zweiter Hand, die sich als absolut exklusiv darstellen und nur noch Haute Couture anbieten (einmal getragen, dann über solche Läden weiter- und weitergereicht). Zusehends entdecken die Menschen die mögliche Qualität solcher schon zuvor von anderen getragenen Objekte, und offensichtlich entwickelt sich in allen Produktbereichen dieser zweite Markt zu einem den Anti-

quitäten ähnlichen Gebilde mit vergleichbarer Reputation (zumal das, was heute als antik gilt, inzwischen sehr viel kürzere Zeiträume einnimmt, ab und an ohnehin nur noch fünf bis zehn Jahre zurückreicht). In Köln beispielsweise bietet – allerdings aus verkaufsstrategischen Gründen noch lediglich unterderhand – ein Pfeifenhändler gebrauchte Pfeifen an (klar, auch Pfeifenraucher geben manchmal auf oder sterben beizeiten), was immerhin bedeutet, daß man – noch – zu einem niedrigen Preis Pfeifen kaum geahnter Qualität kaufen kann.

Hier nun erweist sich deutlich, daß dieser zweite Markt beträchtlich ausbaufähig ist und daß damit Eigentum in einen Strudel der ständigen Herausforderung des Verkaufs gerät, damit aber sich selber mehr und mehr lediglich oder offensiv als Aktivität gesellschaftlicher Nutzung verstehen müßte.

»Man kann keinem geben, was er nicht zuvor hat. Und sie scheinen ringsum zu haben, was ihrer wert ist und was sie wünschen. Die es anders meinen, besitzen das Gewünschte meistens nur für sich selber nicht, aber die Bürger darüber führen

es vor. Die Armen beneiden sie, aber fast niemand will oder weiß, was er überhaupt nicht hat, und was ihm dennoch so endlos nötig wäre.« (Ernst Bloch)

5. gewöhnlich

Bevor jetzt Beispiele und Gründe auf das Papier prasseln werden, sei noch ein kurzer Kommentar eingeschoben, der ein weiteres Spektrum der ohnehin stattfindenden Auflösung von eigentümelndem Verhalten bezeugen mag. Der Weg dorthin führt über Regelungen umweltgerechterer Distributionsformen.

Aus Einsicht nämlich oder aus Verpflichtung gegenüber der Klientel oder in Antizipation und somit zugleich als Strategie der Vermeidung eines Gesetzes, das in allen Produktbereichen die Garantie der Rücknahme vernutzter Produkte durch die Hersteller verordnen könnte, sind vor allem einige unmittelbar klientel-gebundene Unternehmen (etwa der Büromöbelbranche) längst in der Lage und willens, diejenigen ihrer Produkte kostenfrei zurückzunehmen, die die einstigen Käuferinnen und Käufer nicht mehr gebrauchen und deshalb nicht mehr haben wollen, und diese Dinge entweder gründlich zu restaurieren und so wie neu auf

den Markt zu bringen (ein qualifizierter zweiter Markt sollte sich daraus ergeben können) oder sie annähernd brauchbar zu entsorgen. Würde dies verstärkt um sich greifen oder sogar durch staatliche Verordnung reglementiert werden, so hätte das einige großartige Konsequenzen, die sich sowieso schon in den aktuellen Umtrieben von Industrie andeuten: Zum einen müßte eine neue Logistik der Distribution erarbeitet werden, da ja eines der großen Hindernisse für solche Rücknahme die Transportwege und somit deren Kosten und Umweltproblematik sind; zwar könnten rein theoretisch die Auslieferungsfahrzeuge von den jeweils beteiligten Einzelhändlern die zurückzunehmenden Objekte rücktransportieren, doch käme man dabei in des Teufels Küche, da dann die Händler neue Lagerhallen benötigten und die Transportlogistik viel zu kompliziert würde. Mithin böte sich – gestützt durch die Zunahme neuer Produktionstechniken, die auf Kleinserienproduktion abzielen – die Auslagerung und lokale Streuung der entsprechenden Reparatur-, Aufbereitungs- und Entsorgungsstätten an: die dann, das wäre ja denk-

Kaufen und Verbrauchen

Anforderungen

Hersteller

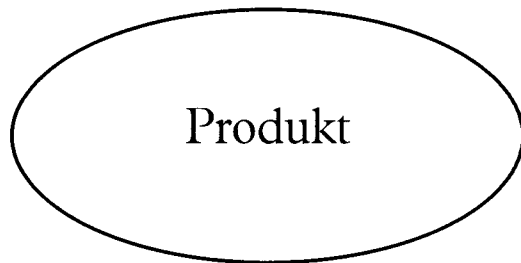
Funktion
Preis
Produktion
Logistik
Kommunikation
(Ökologie)

Vertrieb

Funktion
Preis
Akzeptanz
Kommunikation

Verbraucher

Funktion
Preis
Ästhetik



Konzept Günter Horntrich (Yellow Design)

Nutzen statt Besitzen

Anforderungen

Hersteller

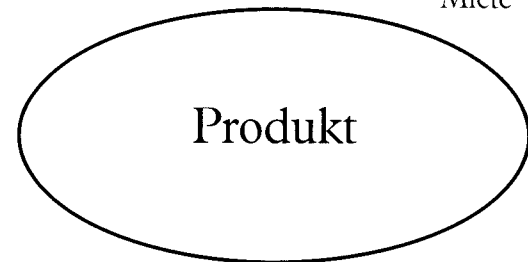
Funktion
Langlebigkeit
Reparierbarkeit
Kommunikation
Ökologie

Verleiher

Funktion
Wartung
Verschleiß
Logistik
Kommunikation

Gebraucher

Nutzen
Transport
Handhabung
Verschleiß
Verfügbarkeit
Miete



Konzept Günter Horntrich (Yellow Design)

bar, eventuell auch die Herstellung selber oder zumindest den Zusammenbau von Einzelteilen im Rahmen räumlicher Diversifikation übernehmen könnten (was, nebenbei, die Dienstleistungen und Kundenkontakte sehr verbessern und die problematischen Transportwege mindern würde).

Zum zweiten bedingt die Tatsache einer Aufbereitung gebrauchter Gegenstände für einen erneuten Einsatz im Markt oder bedingt selbst deren Reparaturmöglichkeit, daß die Produkte reparierbar und restaurierbar gestaltet und produziert sind. Ganz banal müßten etwa alle Klebe- und Schweißstellen durch Schraubverbindungen oder andere lösliche Verknüpfungen ersetzt werden, oder geht es darum, möglichst wenige Teile und Materialien zu verwenden, und ohnehin bedarf dies des Gebrauches leicht entsorgbarer Komponenten – übrigens ist der von dem Unternehmen »vitra« produzierte und von Philippe Starck entworfene Stuhl für diese Forderungen ein sehr anschauliches und ansehnliches Muster.

Jedoch ein dritter Aspekt ist hier zu nennen, der wahrlich nicht der unwichtigste ist: Eigentümlich

am Eigentum – und eine wesentliche Motivation seiner Bildung – ist offenbar dessen Versprechen, auf ewig vorhanden und verfügbar zu sein; und kaum jemand rechnet beim Kauf desselben mit dessen unabdingbarem Ende. So sehr nun diese monumentale Illusion der Eigentümer in letzter Zeit schon durch den inzwischen beim Erwerb eines Produktes unausweichlichen Gedanken an dessen Entsorgung gestört wird: Die Idee allein, daß alles Eigentum an die Verursacher solchen Eigentums, an die Hersteller also, irgendwann zurückfließe, müßte überzeugend genug dafür sein, daß all das propere Eigentum lediglich vorübergehenden Besitz meint, sich deshalb vom Mieten, Leihen oder Leasing letztlich gar nicht oder allein ob der höheren Kosten unterscheidet.

Womit wir wieder bei der Behauptung angekommen wären, daß die Eigentümer sich an die Flüchtigkeit des Eigentums einerseits und an dessen Pflege (damit es rückgebbar bleibt) andererseits gewöhnen werden und bloß noch des schon erwähnten Perspektivwechsels bedürfen, um ihre Freiheit vom Eigentum endlich zu verstehen, zu

schätzen und auszuleben. – Und ganz nebenbei verschwänden auf diesem Weg ebenfalls etliche soziale Legitimationsprobleme der Eigentümlichen.

6. nützlich

Wurde bisher bloß mehr oder weniger immanent und vielleicht zu anekdotisch argumentiert – dabei aber immerhin festgestellt, daß die kapitalstrukturierte Gesellschaft in ihrer eigenen entfesselten Dynamik die Tendenz hat, zumindest Fragmente von Eigentum und damit die vermeintliche Basis ihrer selbst prinzipiell nicht nur abzuräumen, sondern gar aufzugeben –, so ist es jetzt an der Zeit, Vernunft walten zu lassen und mit genauen Beispielen gegen die Ideologie des Eigentums vorzugehen. Die Bezugspunkte dafür werden, was sonst, Werte und Begriffsbildungen der Lebenswelt, eben Ökonomie und Ökologie, sein – womit Sozialität, Genuß und zudem die Aufgabe, realisierbare Möglichkeiten der Veränderung aufzuzeigen, gleich mitgenannt sind.

Das Büro

Beginnen wir mit unserem ersten unmittelbar praktischen Beispiel bei jenem denkwürdigen Arbeits-

platz des Büros. Denn an diesem geschieht Seltsames: Mit großem Aufwand wurden im vergangenen Jahrzehnt und werden noch pompöse Bürogebäude errichtet und deren Räume von den Besitzern jeweils mit vielerlei Computern, Telefonen, anderem Gerät und mit Möbeln ausgestattet. Denn jede und jeder Angestellte (und die Chefs ebenso) sollen vollständig funktionsfähig gemacht sein.

Dies allerdings ist offenbar ziemlich unsinnig. Nach zumindest einer Ende der achtziger Jahre von Francis Duffy in England durchgeführten empirischen Studie verbringen Büroangestellte durchschnittlich bloß etwa 25 Prozent ihrer Arbeitszeit an ihrem jeweiligen teuer ausgestatteten Arbeitsplatz – während der restlichen Zeit befinden sie sich in Besprechungen, bei Kundinnen und Kunden, beim Essen oder Kaffeetrinken, bei Kolleginnen oder Kollegen, in den langen Gängen der Gebäude, auf Toiletten, auf der Straße oder in einem Fahrzeug, und nach ihrer Arbeitszeit fliehen sie möglichst sofort die arbeitsame Stätte (Chefs übrigens sind noch seltener anwesend, verfügen gleichwohl meist über die größeren und besser eingerichteten Räume).

Selbstverständlich gelten solche Angaben keineswegs für all jene, die in Büros arbeiten; akzeptiert man jedoch – großzügig –, daß die wohlformulierten Büroräume nur bestenfalls zur Hälfte wirklich genutzt werden, dann ist die auf diesem Weg produzierte Raum-, Material- und Energieverschwendung schlicht schamlos, zumal angesichts von Wohnungsnot, Umweltproblemen und neuen kommunikativen Strukturen.

Dieser unhaltbare Zustand muß also verändert werden – und das ist eigentlich gar nicht schwer auszudenken und durchzuführen: Man wird in der Zukunft vernünftigerweise Büro-Hotels einrichten müssen, also nicht Büroräume an und für sich, vielmehr die Möglichkeit, eine Bürotätigkeit auszuüben. Dies sieht so aus, daß Gebäude mit von vornherein für unterschiedliche Menschen brauchbaren, durchaus kleinen, gut und multimedial eingerichteten Räumen gebaut werden, die von jeglichen Personen genutzt werden können, wenn diese über eine entsprechende Kreditkarte verfügen, mit der wiederum – gemäß eines im Foyer angebrachten Tableaus mit je aktuellen Informatio-

nen über die noch freien Räume und deren Ausstattung – ein betreffender Raum solch eines Gebäudes geöffnet und die darin befindliche Technik analog den je gewünschten und auf der Karte angeführten Erfordernissen aktiviert wird. Über diese Karte würden zudem die jeweils notwendigen Maschinen, die gewünschten Computerprogramme und die telekommunikativen Verbindungen bereitgestellt, außerdem könnte die Karte für die automatische Abbuchung des Mietpreises taugen.

Ganz praktisch sieht das also folgendermaßen aus: Man benötigt für eine bestimmte Arbeit und ungefähr abschätzbare Zeit ein Büro, erfährt über den eigenen Computer oder über Teletext, welche Räume mit welchen Fazilitäten in der Nähe oder dort, wo man hinterher sein möchte oder sein muß, zur gewünschten Zeit frei sind, bucht diesen Raum für die entsprechende Zeit, macht sich auf die Socken, betritt mit Hilfe der Karte das Gebäude und den Raum, setzt alles in Gang und schafft über den in die Karte eingegebenen persönlichen Code seine Computerarchive und nötigen Informationen und Vernetzungen herbei, stellt gegebenenfalls das

ubliche Familienfoto auf den Schreibtisch (das ja auch sonst das einzige Merkmal der privaten und als individuell gedachten Aneignung eines Büros ist) oder einen anderen Totem, arbeitet, solange man dies in dem Raum muß, und trifft sich dann in einem Caféhaus oder in einem Besprechungsraum zum Gespräch und zur gezielten Kommunikation oder besucht Klienten oder vergnügt sich halt.

Mag sein, daß dies zu plausibel scheint, als daß es realistisch wäre, und gewiß sind noch einige Details spitzfindig auffindbar, die in dieser Beschreibung unbedacht geblieben sind: Dennoch existieren solche Büro-Hotels bereits (zum Beispiel in Japan), wären mit ihnen wahrhaftig einige Wohnungsprobleme zu lösen (es bedürfte bloß noch der Umrüstung leerstehender Bürogebäude) und könnte womöglich die Arbeit selber, da freier bestimmt und viel kommunikativer, nun motivatorisches Vergnügen bereiten – wogegen selbst eingeleichte Personalräte nicht mosern dürften.

Das Auto

Schon heute gilt in sich avanciert wählenden Kreisen als absolut chic, wer nicht mehr mit dem Auto zur Party kommt, weil sie oder er es vernünftigerweise längst verkauft hat, ohne sich ein neues anzuschaffen. – Daß allerdings solche Menschen quasi folgenlos umjubelt werden, da die anderen trotz ihrer geäußerten Begeisterung weiterhin stolze Autobesitzer bleiben, steht auf einem anderen Blatt und wird dementsprechend später erörtert werden. Immerhin jedoch ist anzumerken, daß immer mehr Leute, die sich gern als Vorreiter (hier, ausnahmsweise, ist dies ein treffender Ausdruck) verstehen wollen, ihre Autos verkaufen oder dies wenigstens erwägen.

Denn die Erfahrung lehrt leichtfüßig, daß man oft viel einfacher zu Fuß gehen, ein öffentliches Verkehrsmittel oder ein Taxi nutzen kann und dabei neben Nervenkraft (Parkplatzsuche, TÜV, Werkstätten, Knöllchen, Abschleppen, Unfälle, Alkohol etc.) auch beträchtlich Geld spart, nämlich selbst bei extremer Taxi-Nutzung zirka 50 Prozent jährlich (vom Anschaffungspreis gar nicht zu reden) –

je größer das zuvor besessene Auto war, desto größer wird die Ersparnis.

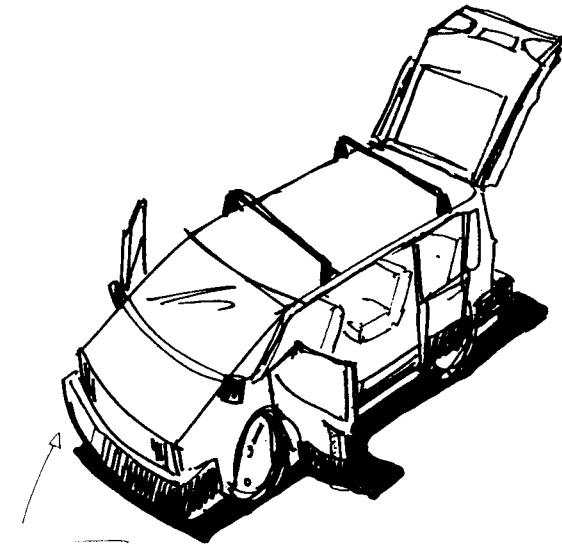
Nun sollte man zweifellos die Industrie und dabei insbesondere die Automobilhersteller nicht unterschätzen, haben sie doch schon vor etwa fünf oder sechs Jahren die potentiellen Zeichen der Zeit erkannt und wurde begriffen, daß Autos, die nicht mehr fahren, weil sie ständig in Verkehrsstaus stecken, nicht mehr als mobil erfahrbar wären und nicht länger Freiheitsträume realisieren könnten. Außerdem sahen sich beizeiten die Automobilhersteller einem massiven Legitimationsdruck ausgesetzt, denn die wachsende Zahl von Kraftfahrzeugen verursacht zweifellos beträchtliche Umweltschäden, verzehrt erschreckend viel Energie und wird ohnehin lebensgefährlich. Verängstigt darüber, daß womöglich die allgemeine und kauffreudige Begeisterung über Automobile nun nachlassen könnte, und angeregt durch an einigen Orten entstandene Modelle kollektiver Nutzung von Autos, entwarfen somit vor einigen Jahren viele der betroffenen Unternehmen eine neue Konzeption,

die an die Stelle des Erwerbs eines Kraftfahrzeuges dessen Gebrauch setzte.

So erarbeitete etwa Mercedes-Benz (übrigens in der Design-Abteilung) schon vor etlicher Zeit (nämlich noch vor jener Vereinigung der beiden deutschen Staaten gleicher Nation, durch die für eine gewisse Zeit leider wieder alles mögliche gedankenlos verkäuflich war) ein logistisch ausgetüfteltes System, bei dem man statt eines Mercedes einen Schlüssel zur Nutzung eines Mercedes kaufen würde, also einen Chip, über den die (gegebenfalls satelliten-orientierte) Standortfindung eines entsprechenden Wagens, dessen Aktivierung und die Abbuchung der entstandenen Kosten zu erledigen wären.

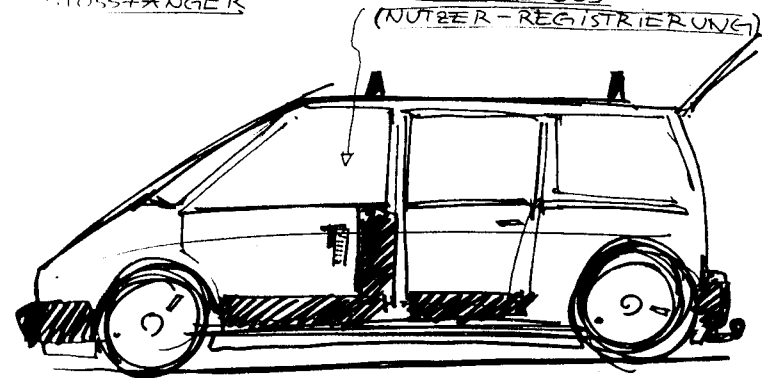
Man kann sich das ganz simpel, weil präzise, vorstellen: Die Person, die von A nach B reisen will, also etwa (um sogleich ein verkehrstechnisch kompliziertes Beispiel zu wählen) von der Hahnenstraße in Köln zu dem Unternehmen Erpo in Ertingen, nimmt sich eine Tram oder ein Taxi zum Kölner Hauptbahnhof (dies könnte schon über die betreffende Karte abgewickelt werden), fährt mit der

BSP. SHARING CAR



ROBUSTE,
GEMISCHTE
KLOSFAHNER

CARD-GESTEUEERTES
TÜRSCHLOSS
(NUTZER-REGISTRIERUNG)



Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)

Eisenbahn bis zum dem Zielort nächstgelegenen Hauptbahnhof (als Fahrkarte dient der Chip), informiert sich im Zug per Kartentelefon oder Computer darüber, ob am Zielbahnhof ein Mercedes-Benz (notfalls der gewünschten Bauart) vorhanden ist, bestellt diesen ansonsten dorthin, findet das Auto bei der Ankunft vor und kann damit nun fahren, wohin und solange sie will (Imagination von Freiheit), muß allerdings eventuell bestimmte, in Zonen aufgeteilte Parkplätze aufsuchen und dort das Fahrzeug wechseln (dies ist logistisch leichter zu bewältigen) und stellt irgendwann das Automobil wieder ab, auf daß erneut ein öffentliches Verkehrsmittel oder ein Taxi genutzt würde und eine andere Person den Mercedes-Benz für ihre Zwecke gebrauchen kann.

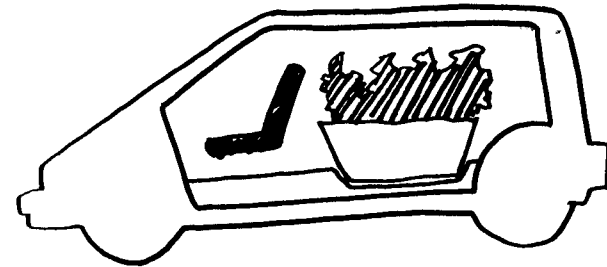
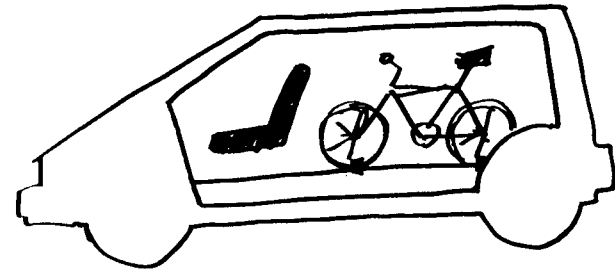
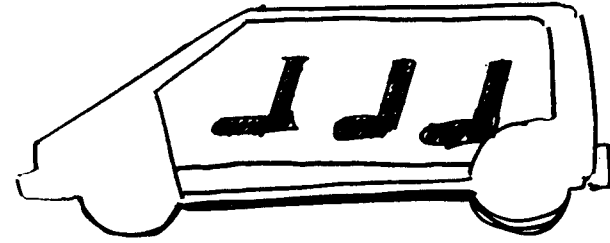
Das klingt zwar gar nicht so einfach, setzt jedoch lediglich das voraus, was wir allesamt ohnehin endlich lernen müßten, nämlich das Denken und Handeln in vernetzten Systemen, von denen wir ja so gerne und ständig reden, deren Realität wir jedoch bisher kaum begriffen haben oder uns nur verniedlich vorstellen. Diese Vernetzungen zu gestalten

und sie akzeptabel und nutzbar zu machen, ist übrigens die wohl vornehmste Aufgabe des heutigen Design.

Aber selbst unterhalb solch komplexer neuer Nutzungsfelder von Kraftfahrzeugen gibt es ja längst ganz einfache Formen, um dem frustrierenden Besitz an einem Automobil zu entkommen. Erwähnt wurden schon die öffentlichen Verkehrsmittel, die schlicht beträchtlich zu verbessern wären, außerdem Taxis als sinnvolle Ergänzung des öffentlichen Verkehrs; weiter existieren bekanntlich Mietwagen als sehr brauchbare Alternative zu odem Besitz, und zunehmend entstehen Nutzungsgemeinschaften, bei denen mehrere Menschen sich gemeinsam ein Fahrzeug anschaffen und dessen Gebrauch nach Plan organisieren und unter sich aufteilen – was möglich ist, da üblicherweise nicht alle zu derselben Zeit das Auto benötigen und man sonst oft als Fahrgemeinschaft weiterkommt.

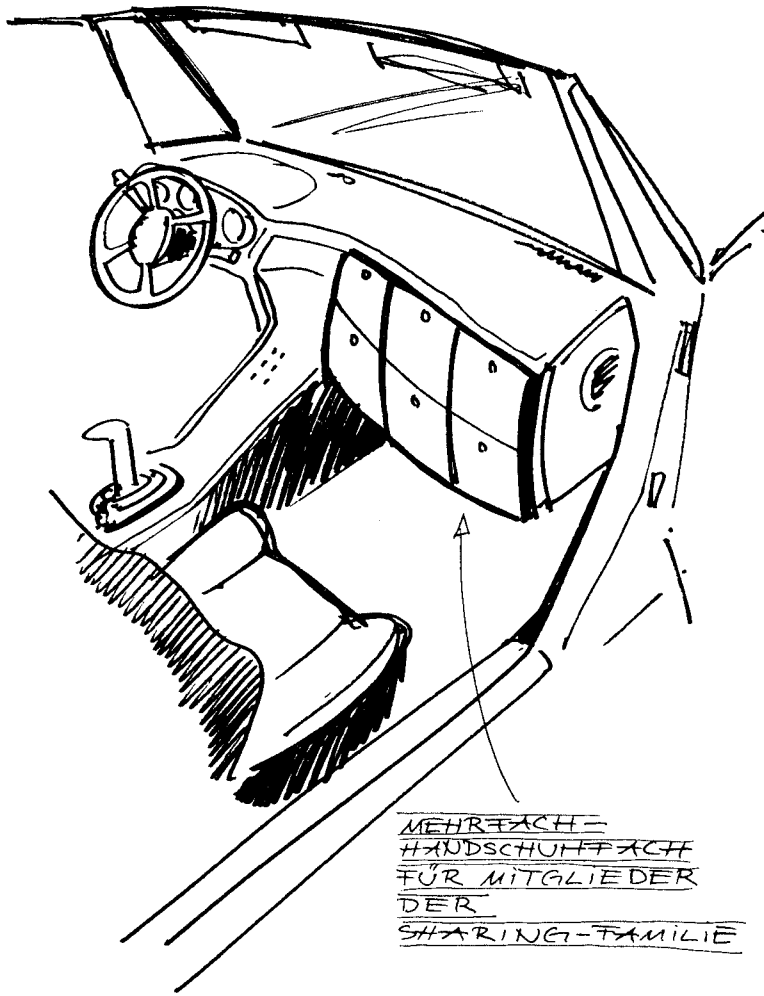
Auffallend in diesem Zusammenhang sind – neben dem aufsehenerregenden Vorgang selbst – drei Gesichtspunkte: Erstens nämlich sollten wir, um die vielfältigen und dringenden Probleme der

Lebenswelt ziemlich genüßlich lösen zu können, aufhören, in Produkten und somit in Dingen zu denken und unsere Vorstellungen zu umreißen; viel brauchbarer und wichtiger wäre, an die Stelle gegenständlicher Statik die Tätigkeit zu setzen – in dem vorliegenden Fall eben statt »Auto« die Bewegung von einem Ort zu einem anderen zu gestalten und erfahrbar zu machen. Zweitens wird man sich daran gewöhnen müssen, selber Phantasie zu entwickeln, statt blindlings Objekten zu vertrauen – wobei immerhin erwähnenswert ist, daß der stets noch irgendwie latente menschliche Traum, Subjekt zu sein, sowieso wenig mit glückseliger Abhängigkeit von schönen Objektwelten zu tun hat. Im übrigen wird solche Phantasie zu Recht (und meinerwegen zum Ärger romantisierender Poeten) als Bekundung des Mangels an einer Unmittelbarkeit verfügbarer Dinge interpretiert werden können, vielmehr sich zur Äußerung eines lange nicht mehr erfahrenen Moments von Freiheit darstellen, nämlich ohne den Hauch von Verelendung die Reduktion übervoller Regale, Schränke und Garagen als Offenheit und als Privileg zu begreifen.



EINFACHER UMBAU
→ PROBLEMLOSES ANPASSEN
AN INDIVIDUELLE
BENUTZERSITUATION

Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)



Entwurf Günter Hornrich (Yellow Design)

Drittens tritt aber auch zutage, daß mit solch gemeinsamem Nutzen die Gegenstände neuer Funktionsbestimmungen und damit einer neuen Gestaltung bedürfen: Ein Auto etwa, das unterschiedliche Menschen mit differenten Vorkenntnissen, Kompetenzen, Vorlieben und Bedürfnissen gebrauchen wollen und sollen, darf eben nicht mehr der bisher üblichen (und ohnehin verlogenen) Gestik eines individualisierten Gefährts entsprechen, vielmehr muß es einfacher bedienbar, also ohne stundenlanges Studieren von Anleitungen, und robuster sein, außerdem den unterschiedlichen Anforderungen gemäß ausgestattet werden, für Transporte ebenso taugen wie für die Mitnahme von Kindern, für kurze Fahrten gleich sinnvoll sein wie für lange Reisen.

Was an sich gar keine Schwierigkeiten macht und sowieso für Leihwagen oder für Taxis längst hatte formuliert werden müssen.

Der Waschsalon

Kommen wir zum (bisher) Häuslichen, so bietet sich, weil schon vielfach klug bearbeitet (vgl. den

gerade erschienenen Text von Melanie Schumacher)* und zum kinematographischen Mythos geronnen, der Waschsalon als Exempel an.

Galten etliche ökologische Argumente bereits dafür, auf private Eigentümelei von Autos zu verzichten (immerhin könnte auf die zuvor beschriebene Art mindestens die Hälfte der herumstehenden Kraftfahrzeuge mitsamt deren Schadstoffemissionen und Energieverbrauch eingespart werden), so treffen jene Argumente ganz tröstlich die heimischen Waschmaschinen. Denn es ist schier unfassbar, daß nahezu jeder deutsche Haushalt über eine eigene Waschmaschine verfügt, die – alles andere wäre hier der Kategorie »Waschzwang« anzurechnen – selbst in einem Mehrpersonen- und -kinderhaushalt nicht länger als maximal zehn Stunden einer Woche in Gang gesetzt wird und damit pro Woche 158 Stunden dumm herumsteht, Platz einnimmt und dabei auch noch, wie Untersuchungen ergeben haben, menschenfeindliche Gifte von sich gibt (die sich während des Betriebs der Maschine noch drastisch erhöhen).

* Melanie Schumacher: »Waschsalon – Verortung eines Mythos«, Archive des Alltags, Heft 2, schack, Verlag, Dortmund 1994

Über diese ökonomische Rechnung hinaus erscheint auch die ökologische Bilanz der privat angelegten Waschmaschinen in einem nicht minder trostlosen Licht; denn die kleinen Maschinen verbrauchen viel mehr Energie und Waschpulver als große einer vernünftigen gemeinsamen Nutzung und lohnen auch nicht den wassersparenden Einsatz von Systemen, die – ohne stets neues Frischwasser zu vergeuden – das schon gebrauchte Wasser für die nächsten Waschgänge aufbereiten, was dagegen bei großen Maschinen einfach und kostengünstig leistbar ist.

Spricht somit also alles für die Auflösung des privaten Eigentums an Waschmaschinen, so sind andererseits ebenso die dagegen stets vorgebrachten Argumente durchaus geläufig: Man scheut die gemeinsame Wäsche aus hygienischen Gründen – was allerdings offensichtlich eine vorgeschobene Argumentation ist, da fast jeder Haushalt einige Wäschestücke ohne solche Vorbehalte an Wäschereien oder Reinigungen vergibt, in deren Trommeln die unterschiedlichsten Zivilisationsstufen sich munter aneinander reiben; und man trägt Be-

quemlichkeit als den Grund vor, da man zum Waschen nicht aus dem Haus gehen möchte. Doch erweist sich dieses Argument ebenfalls als recht töricht, verläßt man das Haus doch ohnedies zum Einkaufen oder um zu arbeiten, und könnte deshalb – eine gewisse Urbanität des wohnlichen Umfelds milde hoffend vorausgesetzt – die Wäsche gleich mitnehmen. Außerdem kann man sie zweifellos abholen und bringen lassen.

Allein, die Empirie lehrt uns, daß so manche Versuche, in Wohnhäusern oder für Wohnblocks Waschküchen mit kollektiven Waschmaschinen einzurichten, bisher gescheitert sind. Dies ist jedoch völlig verständlich, denn wer möchte schon in Waschküchen hausen und Gespräche in modrigen und kalten Kellern führen, die für Kommunikation und Aufenthalte gar nicht ausgestattet sind. Hier nämlich schafft eine engstirnige und am falschen Ende sparsame Eindimensionalität eines vermeintlichen Funktionalismus eine völlig plausible Abwehr, und ignoriert sie die allemal reale und meisterhafte Multifunktionalität als Basis des wahrhaft Funktionalen unserer Zeit.

Ob nun kollektive Waschküche (die dann anders benannt werden und sich nicht im Keller befinden sollte) oder externer Waschsalon: Man muß diese den möglichen menschlichen Aktivitäten gemäß ausstatten und den Raum und die damit verbundene Handlung aufwerten. Für beide Varianten bedeutet das vor allem, hier eine vorrangig kommunikative Situation zu gestalten und deutlich hervorzuheben, die – gewissermaßen im Nebenbei – auch die Möglichkeit des Wäschewaschens unbeschwert als Variation des Aufenthalts zuläßt. Gute Entlüftungssysteme vorausgesetzt, wird man sich deshalb einfach vorstellen können, daß eine Bar oder ein Café eingerichtet wird, zusätzlich Gelegenheiten zum Arbeiten (Telefonieren, Faxe-Versenden, Computeranschlüsse und so weiter), wohl auch ein Kinderhort und eben einige große Waschmaschinen zum Waschen angeboten werden. Nur wird man, um die großen Maschinen sinnvoll zu gebrauchen, zusätzlich einen Waschservice einrichten, sowohl für eventuell notwendige Beratung als auch für das anstehende Füllen und Sortieren. Die Besucherinnen und Besucher geben mithin die Wäsche

ab, trinken Kaffee oder einen Apéritif, arbeiten für sich hin oder an den für die Arbeit bereitgestellten Geräten, spielen oder verrichten außerhalb des Salons Erledigungen und holen dann beizeiten die fertige Wäsche, nach einem erneuten Drink oder Tee, ab. Die durch den dabei mitgenannten Service zusätzlich entstehenden Kosten kompensieren sich wahrscheinlich weitgehend durch die Extraeinnahmen des Cafés oder der Bar und allemal durch die Reduktion von Energie, Wasser und Waschmittel, und der Service könnte so weit ausgebaut werden, daß in Sonderfällen die Wäsche zu Hause abgeholt und später wieder zurückgebracht wird.

Im übrigen sind solche multifunktionalen Kontexte und Konturen im Bereich von Dienstleistung gar nicht so überraschend neu: Zwar warte ich in Deutschland immer noch darauf, daß endlich ein Reisebüro in seinen Räumen ebenfalls genüßliche Bewirtschaftung anbietet (wie würde das die Reisepläne beflügeln) und Banken zum Beispiel ihre obskuren Schaufenster zu Orten der Information wandeln – letztlich aber entsprechen die geglückten Einkaufspassagen und die »Malls« in bloß

räumlich aufgefächerter Form genau diesem Prinzip integrativer Dienstleistung, gründeten auf diesem Gedankengebäude einst die Kaufhäuser und ist dies alles sowieso bloß der späte Versuch, eine weitgehend verlorene Urbanität künstlich nachzuvollziehen und zurückzugewinnen. Allerdings integrierte beizeiten die Stadt wirklich auf je kleinem Raum die ganze Vielfalt des Waren- und Dienstleistungsangebotes, während, zumal in Europa, heute vor lauter ergebenem Enthusiasmus gegenüber den Produkten die Dienstleistungen als wesentlicher Bestandteil von Lebensqualität vergessen und in die neuen Strukturen nicht mehr integriert wurden (anders in Asien oder in den USA, wo die »Malls« ja von Anfang an das nachahmten, worüber man in der eigenen Tradition gar nicht verfügte: die europäische Urbanität).

So sehr nun die Veränderungen im Hinblick auf neue urbane Strukturen, die offenkundig überhaupt erst die einst in der Moderne antizipierte Urbanität ausdrücken, verstanden und in Planung umgesetzt werden müssen (lediglich waren bei den »Situationnistes« und im »Disegno radicale« und

sind bei einigen wenigen Architekturen Ansätze dafür erkennbar), so sehr erscheinen uns solch einfache Beispiele eigentumsloser Nutzung wie etwa der Waschsalon längst als üblich, während dies doch kategorial noch zu entdecken und erfahrungsmäßig zu begreifen wäre. Dafür ein ebenso schlichter wie schlagender Beleg: In Köln existiert eine sehr erfolgreiche Kneipe, die »Waschsalon« heißt, doch Waschmaschinen bloß vermeintlich dekorativ als ansonsten funktionslose Untergestelle für die lange Theke verwendet – und der Besitzer dieser Kneipe wundert sich täglich, warum so viele seiner sehr vielen Gäste (offenkundig wirken Waschmaschinen so heimelig kommunikativ, daß sie für den geschäftlichen Erfolg bürgen und zum Kölsch passen) ständig und ernsthaft bei ihm anfragen, ob und wann sie die Waschmaschinen für ihre Wäsche nutzen könnten. Dennoch begreift dieser Mann so wenig wie alle anderen.

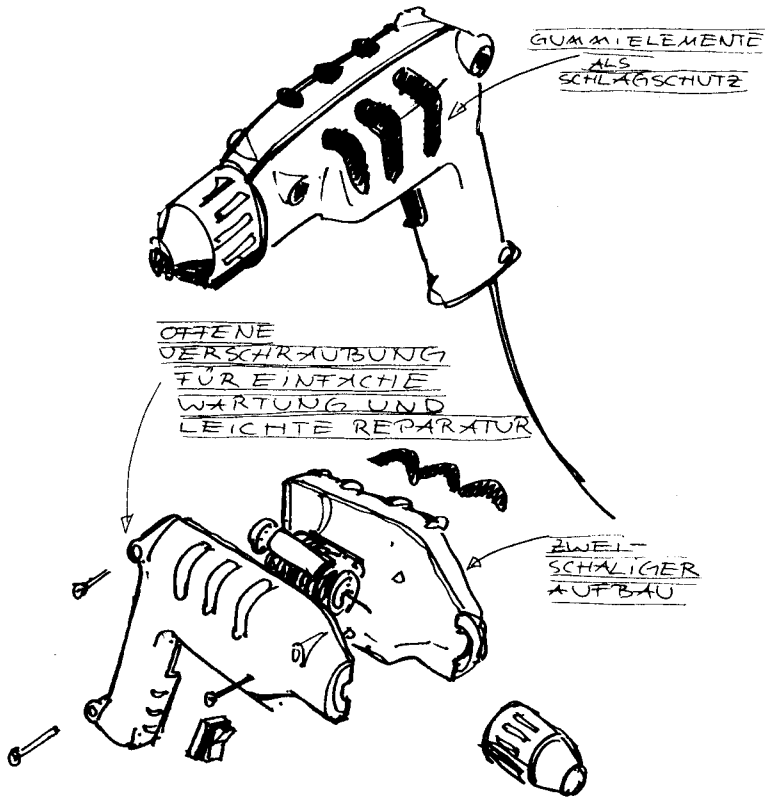
Werkzeuge

All das Voranstehende offenbart uns ferner jenes große Potential, durch die gemeinsame Nutzung

von Geräten und Maschinen sowohl diese Gegenstände umweltgerechter und brauchbarer zu gestalten oder womöglich ganz neue zu erarbeiten als auch überhaupt die Zahl der vorhandenen und im üblichen Trott noch zu erwartenden massigen Produkte vehement zu reduzieren. Was bekanntlich den Aufwand an Material, Energie, Entsorgung und allenthalben abhängiger Arbeit beträchtlich mindern und so das Leben lebensfähiger machen würde; und mit einigem Vorbehalt ließe sich gar behutsam formulieren, daß im Prozeß gemeinsamer Nutzung auch eine neue Qualität von Sozialität aufschiene, da diese Vorgänge des Diskurses, gemeinsamer Planung, emphatischer Vorsicht und gegenseitiger Hilfe, also des Mutualismus bedürften, und insgesamt diesseits privatistischer Eigenbrödelei ein Verständnis für Gesellschaft, für Lebenswelt, für Arbeit und für Kooperation sich neu und weiterentwickeln könnte.

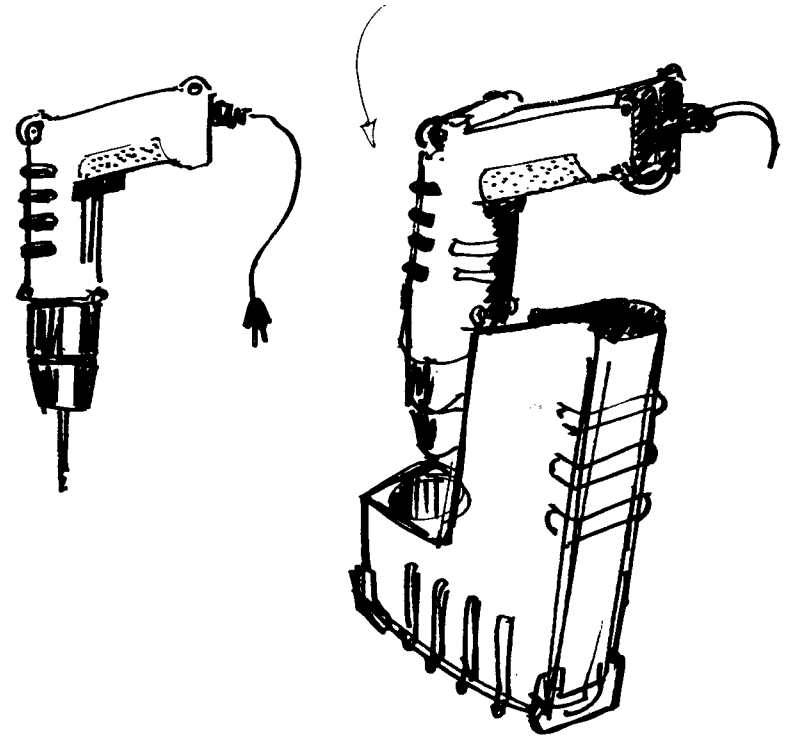
Was nämlich einst utopisch war (und deshalb allzu häufig monumental oder dogmatisch herumfuchtelte) und dann in quasi direkter Kehrtwendung nostalgisch wurde (und zur Fetischisierung

BSP. BOHRMASCHINE

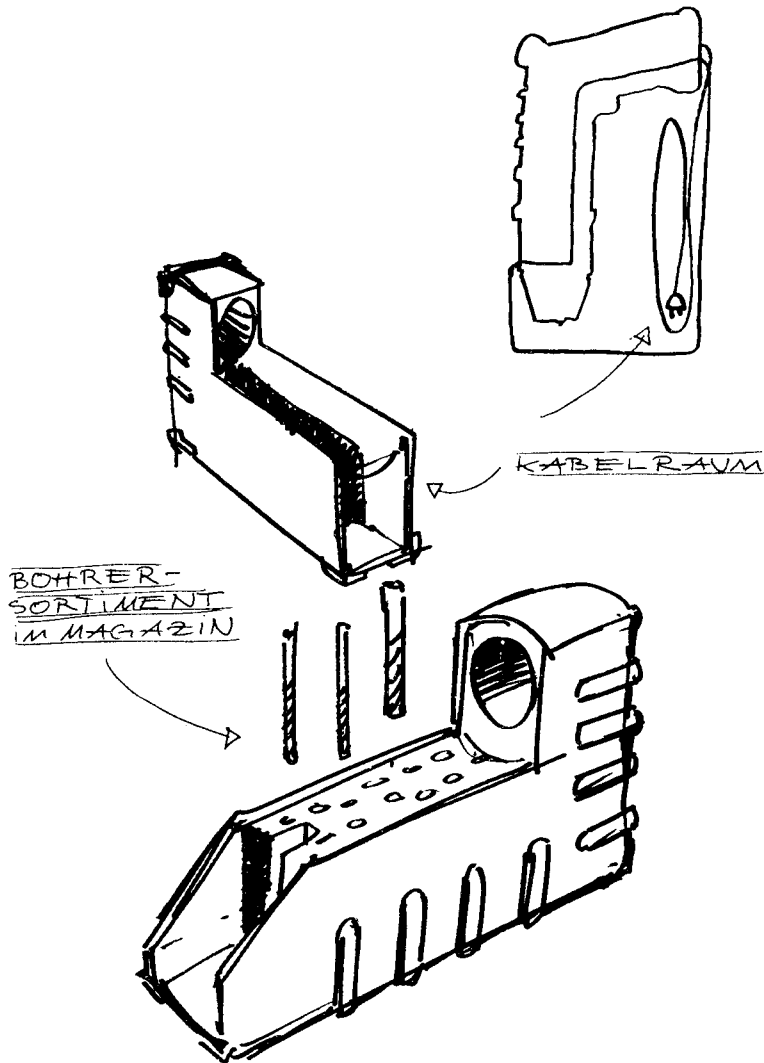


Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)

KOMPAKT-SET FÜR BOHRMASCHINE



Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)



Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)

von Natur und Urzuständen führte), tritt heute schier unumwunden und unbeschwert pragmatisch in Kraft: Jedes Gründerzentrum oder jegliche kleine Büro- oder andere Gemeinschaft jüngerer Menschen ist derzeit klug genug, etwa technische Geräte wie Videokameras und -monitore, Overhead- und Diaprojektoren, Kopiergeräte und spezielle Computer, Werkstätten und Besprechungsräume mitsamt deren Mobiliar, kommunikative Netze und sogar Dienstleistungen kollektiv aufzubauen und anzuschaffen oder zu mieten. Selbst in privaten Bereichen entstanden längst solche – übrigens eigentlich ganz unpathetischen – Nutzgemeinschaften für Video, Fotoapparate, Fahrzeuge oder auch Kleidung und andere Dinge.

Nur müßten die Bedingungen für dieses veränderte Verhalten dringend grundlegend verbessert werden, sind nämlich – etwa im Design – kluge Nutzungskonzepte präzise zu entwickeln und durch entsprechend gestaltete Objekte und Dienstleistungen zu gewährleisten und zu stützen.

Der Rest ist dann Ansichtssache oder wird durch einen elaborierten und sowieso für alle vernüg-

lichen Service realisiert. – Wie ignorant sind darum diejenigen – um hier ein etwas simples und zünftiges, gleichwohl radikales Exempel anzufügen –, die immer noch tümelnd einen Fön benutzen, statt sich entweder die Haare kurz zu schneiden oder sie an der Luft trocknen zu lassen oder – zweifellos am schönsten – dafür einen hervorragenden Friseur aufzusuchen und dessen wohlthuende Kompetenz zu genießen.

7. wohnlich

Gewiß gehört das Wohnen zu einer der ersten Tätigkeiten, die sich der Bedingung von Eigentum assoziieren mag. Erscheint doch die Wohnung oder das Haus als die letzte Zuflucht des Privaten, als jene Burg («my home is my castle») der »Habeas-Corpus-Akte«, die die Unantastbarkeit des Eigenen denjenigen zusicherte, die sich im eigenen Haus aufhielten: Gewissermaßen zeugte so legalistische Unbeholfenheit, daß bloß der eigene Raum und nicht Raum an sich rechtlich faßbar war, oder unterstützte sie den Mythos, das eigene Heim sei die Basis von Freiheit.

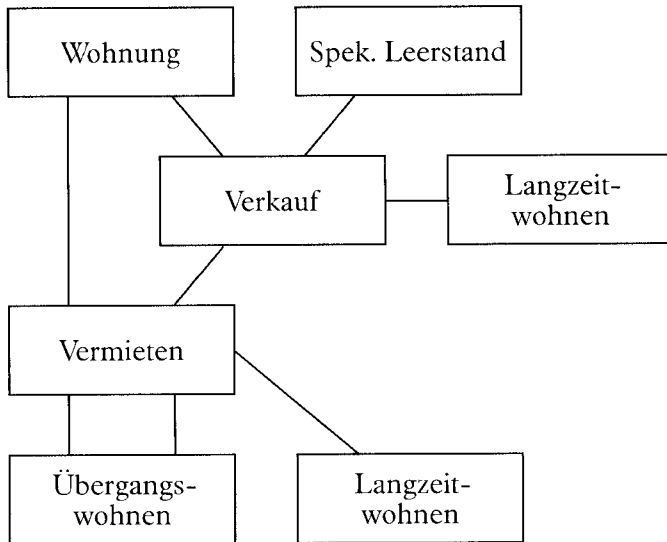
Andererseits muß man gleichwohl einräumen, daß Behausung an sich und in erster Verdoppelung des Körperlichen selber als gesicherter und als schützenswert erfahrener Raum allemal Protektion und die Abwehr gegen Unbill verbürgt und demgemäß als zutiefst erstrebenswert auftaucht. Im Lauf der Geschichte jedoch verquaste sich dieser proprietäre Bürgerstolz zur Häuslichkeit. Zum einen

nämlich geriet nicht bloß in Vergessenheit, daß »Wohnen« einst mit »Wonne« zu tun hatte, sondern ebenso, daß »wohnen« ein Verb ist, mithin eine Tätigkeit und eben nicht einen Zustand beschreibt. »Wohnen« ist an und für sich die permanente Forderung, sich Behausung herzustellen, also auch das darin verborgene »eigen« jeweils neu zu gestalten, statt sich durch den Erwerb eines Status zu beschwichtigen und Heimat als vermeintliches Monument möglichst billig einzuheimsen.

Zum anderen und in unmittelbarer Beziehung zum Vergessen der Aktivität des Wohnens wurde ohne Not der Schutz der Person mit dem Eigentum eng verknüpft und beherrscht immer noch die Sehnsucht nach dem verträglich eigenen Obdach weite Kreise der Bevölkerung. Mittlerweile stützen insbesondere auch Regierungen, sich aus den eigentlichen planerischen Aufgaben eifrig davonestehend, munter durch Steuererleichterungen und Gesetze diese vertraute Sehnsucht, was schlicht unverantwortlich ist. Hat doch die Erfahrung längst gelehrt, daß das Eigentum an Wohnung oder Haus nicht mühsamer zu verlieren ist als etwa ein Miet-

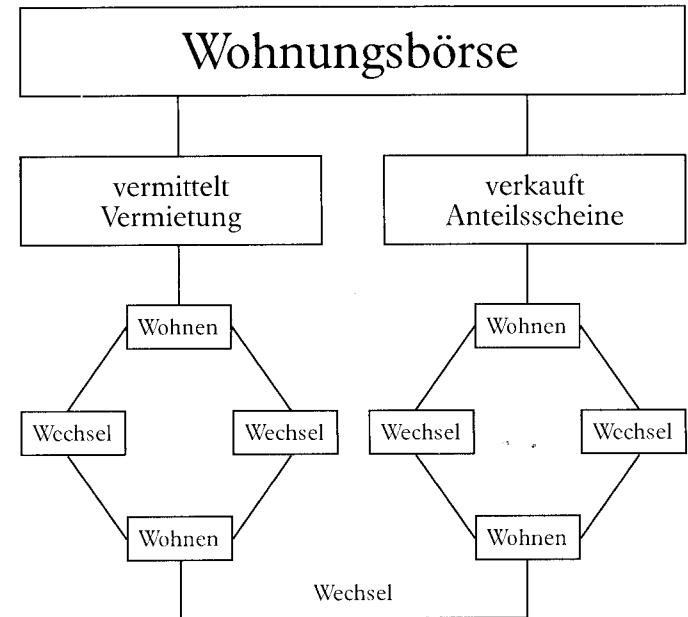
vertrag. Ausdrücklich symptomatisch dafür und Grund genug zur Verunsicherung der Eigentümer und der sie Stützenden erörtert dies jene Krise, die ausgerechnet das Heimatland der Eigenheime, England, vor wenigen Jahren und anhaltend erreichte: Der Verfall der dortigen Häuser- und Wohnungspreise hat dazu geführt, daß die zum Haus- oder Wohnungserwerb aufgenommenen Hypotheken inzwischen größer sind als der gegenwärtige Wert der Immobilien; weshalb wiederum die Banken angesichts geschwundener Sicherheiten auf einen sofortigen Ausgleich der Schulden drängen, was bisher schon für nahezu eine Million englischer Haushalte mit sich brachte, das Eigenheim per Notverkauf zu verlieren und danach immer noch verschuldet zu sein, und sie in die Obdachlosigkeit getrieben hat, ohne Perspektive, ihren Schutzraum zurückzuerlangen. Man rechnet in England damit, daß – ohne Aussicht auf erneut steigende Haus- und Wohnungspreise – lediglich im Rahmen der Inflation erst in etwa zehn Jahren die Werte der Häuser wieder ihren Hypotheken entsprechen werden.

Struktur passives Wohnen



Konzept von Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Design, Köln
 (Claus Drüppel, Melissa Dymrock, Tim Fischer, Michael Henning,
 David Oswald, Michael Reucher und Kathrin Spohr)

Struktur aktives Wohnen



Konzept von Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Design, Köln
 (Claus Drüppel, Melissa Dymrock, Tim Fischer, Michael Henning,
 David Oswald, Michael Reucher und Kathrin Spohr)

Fraglos empfindet man deshalb keine Schadenfreude, möchte aber gern allen empfehlen, solche empirischen Daten als Warnung zu verstehen und demgemäß zu erwägen, ob nicht das Mieten vom Prinzip her die klügere Lebensform ist, also das Nutzen hoffnungsfroh vor dem Besitzen steht.

Doch das Wohnen impliziert ja ein zweites Phänomen, da sich zu den Immobilien die Möbel gesellen. Auch sie nämlich werden gern in Besitz genommen, ebenfalls von Mieterinnen und Mietern, quasi als Kompensation des nicht vorhandenen Eigentums an Grund und Boden.

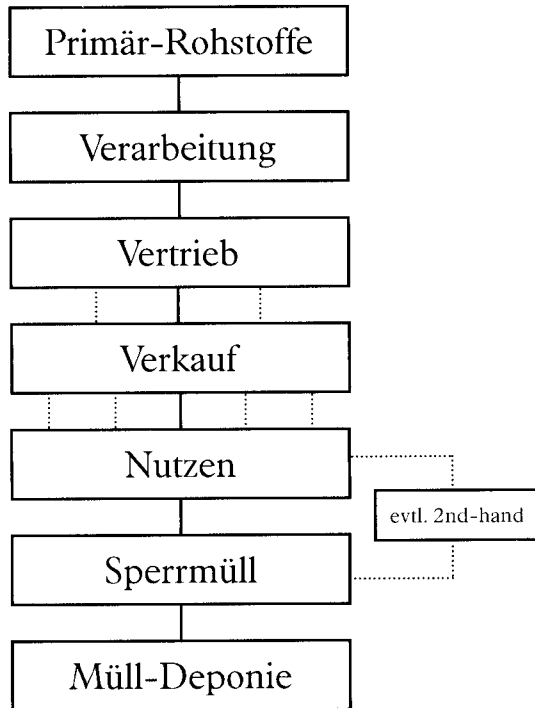
Aus ist es mit der Idee, eine möblierte Wohnung zu beziehen. Vielmehr erhofft sich heute jeder, wenn schon nicht auf anderen Pfaden, so doch wenigstens per Mobiliar Identität, Authentizität oder wenigstens Besonderung zu erringen und diesen erkauften Wahn der Besonderheit, gepaart mit der leidvollen Geste, Teil einer galanten Welt sein zu wollen, für eine ständig hoffend erwartete Öffentlichkeit (alle wären gern einmal eine Fernsehfamilie) und Besucherschar bereitzustellen. Weil man demgemäß – dies betrifft allemal breite Schichten

der Bevölkerung unseres Landes – und geleitet vom Streß der Geschmacksmuster des schöneren Wohnens jetzt ständig im Trend liegen und sich als zeitgemäß entpuppen muß, werden die gekauften (nur dies verheißt noch Wahrhaftigkeit) Möbel in absurder Geschwindigkeit alle drei bis fünf Jahre gewechselt – also jeweils zu ebenso traurigem wie umweltbedrohendem Müll.

Dabei wäre es so einfach, beide, eben die Umwelt und die schrägen Bedürfnisse der Wohnerinnen und Wohner, zu befriedigen: Man müßte lediglich dem Möbelhandel zwei zusätzliche und langfristig äußerst ertragreiche Tätigkeitsbereiche hinzufügen: nämlich (vergleichbar dem in Frankfurt bereits praktizierten Beispiel, vgl. S.26 f.) die Ausleihe und vor allem den Tausch von Möbeln. Der Tausch böte sich dabei als die zauberhafteste Variante an, ermöglicht er doch ein sehr kostengünstiges Verfahren, das, über Tauschbörsen oder über Kataloge kommuniziert, sehr praktikabel ist und allen helfen könnte, sich ständig neu einzurichten.

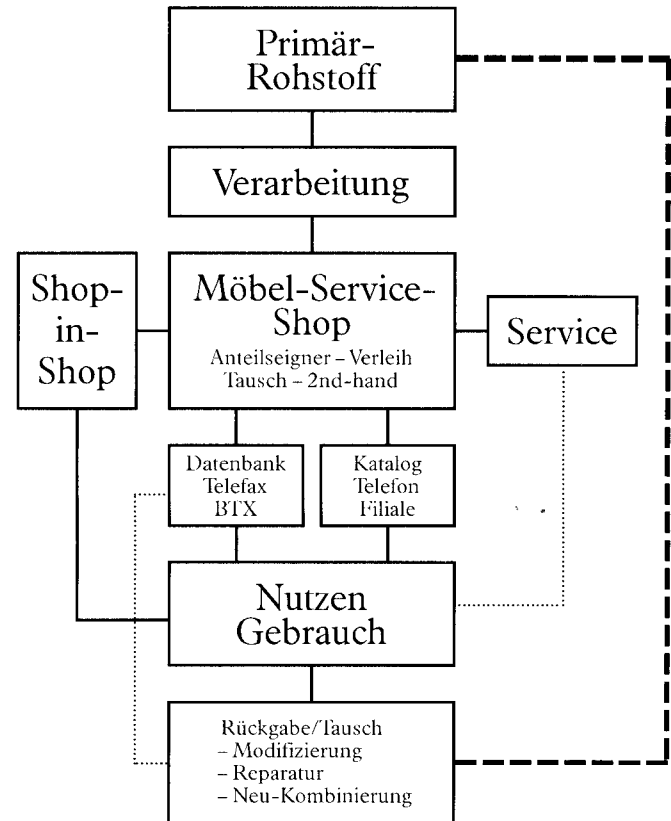
Beide Wege, Ausleihe und Tausch, eröffneten jedenfalls die Perspektive eines potentiell ständi-

Lebenszyklus eines herkömmlichen Möbelstückes



Konzept von Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Design, Köln
 (Claus Drüppel, Melissa Dymrock, Tim Fischer, Michael Henning,
 David Oswald, Michael Reucher und Kathrin Spohr)

Der Möbel-Service-Shop



Konzept von Studentinnen und Studenten des Fachbereichs Design, Köln
 (Claus Drüppel, Melissa Dymrock, Tim Fischer, Michael Henning,
 David Oswald, Michael Reucher und Kathrin Spohr)

gen Wechsels der Einrichtungen (und zusätzlich der damit verbundenen Kommunikation), ohne zwanghaft zu werden, da nun alle die Chance hätten, häufig neu dreinzuschauen, und täten dies unter Verzicht darauf, sich bei gelegentlichen Besucherinnen und Besuchern für die gerade vorhandene Einrichtung (und sei es unbewußt) legitimieren zu müssen, da diese womöglich nicht allen gefällt. Vielmehr stellte sich nun das Wohnen wieder als Aktivität dar und sogar als Spielform, sich und die häuslichen Beziehungsgeflechte auszuprobieren und mit den eigenen Lebensformen nicht so verbissen, sondern offen und tentativ umzugehen.

Übrigens habe ich diese Gedanken kürzlich als Referent bei einer Konferenz von Möbelherstellern und -händlern vorgetragen (ich hatte einfach keine Lust auf Schmeicheleien und dachte lieber laut über Empirie nach): Die Reaktion war denkwürdig. Denn nach ersten entsetzten Blicken der Anwesenden und einem ebenso heftigen wie leicht zu konterndem Widerspruch aus dem Publikum äußerte einer der Konferenzteilnehmer: »Mag sein, daß jetzt mein Stuhl wackelt« (was für einen leitenden

Angestellten eines Möbelherstellers immerhin eine sehr beeindruckende Metapher war), »aber der Mann (also ich) hat doch völlig recht«; und plötzlich erhob sich allgemeine Zustimmung zu dieser These, permanente Produktion durch elaborierte Dienstleistung zu ersetzen. Denn die traditionellen Hersteller von Produkten werden de facto schon heute zunehmend zu Dienstleistern und müssen – gemeinsam mit dem Handel – endlich lernen, diese Veränderung zu begreifen und zukunftsorientiert zu gestalten.

Nebenbei haben wir auf diesem Weg nun auch das Problem möblierten Wohnens wieder aufgegriffen, denn dies wäre ein substantieller Teil des Tauschens oder des Leihsystems und darf bloß nicht unverrückbar sein. – Blicke übrig das Leben im Hotel als die zusätzliche und wohl komplexeste und überdies flexibelste Wohnform; nur ähnelt dies, langfristig betrieben, vielleicht zu sehr dem Krankenhaus oder dem Altersheim, so daß es nicht mehr als ein pubertärer Traum wäre.

8. womöglich

Im Verhältnis zu dem, was inzwischen wirklich machbar und sowieso denkbar ist, sehen jedoch all die bisherigen Überlegungen dieses Essays ziemlich alt und hausbacken aus, und von Provokation war bisher überhaupt nicht die Rede.

Dabei muß gar nicht gleich einer chicen Idee von Virtualität hinterhergelaufen werden – zumal diese auch ohne Mikroelektronik schon im Tagtraum, Lesen, Hören, in bildender Kunst und im Kino existierte –, da die Vergegenwärtigung und Imagination des Denkbaren künstliche Welten, artifizielle Aufenthalte, Räume, Bezüge und Reisen immer schon antizipieren und realisieren konnten: Es wird in der nächsten Zukunft ganz andere praktische Beziehungen geben, die den Erwerb von Dingen, also das manifeste Eigentum an Etwas, völlig obsolet werden lassen.

Ein einfaches Exempel dafür (zu dem mich Petra Luiza Klapper und Andreas Wrede anregen) drängt sich schon heute im Bereich von Videotapes

und Schallplatten oder CDs auf, deren noch existente Käuferinnen und Käufer derweil sehr altmodisch herumstehen. In den nächsten Jahren nämlich wird statt des Erwerbs solcher Gegenstände alles tatsächlich rein medial ablaufen: Man wird über den PC oder über den TV-Monitor (beide werden eh ineinander verschmelzen) einen Katalog einsehen können, aus dem man das gerade Gewünschte aussucht (zum Beispiel die Filme »Vom Winde verweht« oder »Der tiefe Schlaf« oder – musikalisch – Beethoven, Wagner, Strauß, Satie, John Cage, Techno oder Gerhard Rühm) und dies dann direkt auf einem eigenen Bild- oder Tonmonitor zu Hause (auch in Gemeinschaft mit anderen) wahrnehmen kann. Mithin wird man nur noch nutzen und eventuell genießen. Vom Erwerb bleibt dann nicht mehr die geringste Spur, und abgebucht wird die Nutzungsdauer (vielleicht mit dem Zusatzkostenfaktor der Exklusivität einer Minderheit) digital.

Nebenbei und doch exemplarisch sei angemerkt, daß hierbei und insgesamt in der neuen Welt der Datenkommunikation eines der bisher fundamen-

talsten Eigentumsrechte untergehen oder zumindest fragwürdig werden wird: das Copyright, also das Eigentum der Urheberinnen und Urheber eines jeweils gedachten Originals, das jedoch – da Gedanken selbst niemals, sondern allein deren verdinglichte Rinnsale schützbar gewesen sind – dann endgültig obsolet geworden sein dürfte.

Aus ist es also mit jener schillernden Eigentümlichkeit, die immerhin 200 Jahre lang tolldreist behauptete, die Axt im Haus erspare den Zimmermann; Gegenwart und Zukunft nämlich sprechen für den Zimmermann, eben für die Dienstleistung.

9. fürsorglich

Verbleiben neben vielen detaillierten Fragen, die aus diesem Essay entstehen mögen und nicht beantwortet werden, Erwägungen zu zwei noch sehr ernsthaften Problemfeldern. Da wäre einerseits die Frage nach der psychischen oder meinerwegen psychosozialen Grundlegung von Eigentum (dies wird im nächsten Kapitel ausführlich diskutiert werden) und die nach dem wahrlich grundsätzlichen Eigentum an Grund und Boden.

Dieses Eigentum an Grund und Boden ist bekanntlich insbesondere deshalb so gravierend, weil es augenscheinlich einer durch eindeutige Grenzzeichen markierten räumlichen Beschränkung unterliegt. Gerade deshalb jedoch – und sowieso angesichts des gelegentlich sehr vaterländisch-räuberischen Umgangs mit gerade diesem Eigentum und den entsprechenden ökologischen Katastrophen – ist in diesem Fall ausdrücklich die Politik gefragt, Gesetze zum Schutz von Grund und Boden und für dessen offene Nutzung zu formulieren und

endlich den Erwerb von Eigentum nicht länger steuerlich zu begünstigen. Vielmehr sollten die gesetzgeberischen Instanzen begreifen und publizieren, daß dem sozialen Wohl und auch dem sozialen Frieden zuliebe und für eine substantielle Verbesserung von Umwelt und Lebenswelt die umfassende Legalisierung und der gesellschaftliche Schutz von Nutzen und damit von Gebraucherinnen und Gebrauchern dringend und zukunfts-trächtig notwendig sind. Denn Dienstleistungen, nicht Produkte, sind förderungswürdig, wenn man Leben und Überleben als Perspektive begreift und unterstützt.

Was Grund und Boden unmittelbar betrifft, so demonstriert etwa Hong Kong eine radikale Form, dieses Vermögen nicht länger dem Erwerb, sondern lediglich dem Mieten zu übereignen: Sämtlicher Grund und Boden in Hong Kong gehört dem Staat und wird lediglich alljährlich über Auktionen zu zeitlich limitierter Nutzung in Form von Pacht angeboten. Das verschafft Hong Kong jene grandiose Dynamik (alle Hochhäuser müssen sich in relativ kurzer Zeit amortisieren), der Baubranche

und anderen Gewerben immense Aufträge und dem Staat genug Geld, inzwischen sehr vernünftigen sozialen Wohnungsbau für die nicht wohlhabenden Bewohnerinnen und Bewohner zu betreiben.

Eine andere, in diesem Fall rabiät privatkapitalistische Unterwanderungsstrategie der Begrenzung des Eigentums an Grund und Boden entwickelt sich derzeit in Japan und wird vielleicht bald auf Europa übergreifen: Dort nämlich stellte vor einigen Jahren jemand die juristisch aufregende Frage, wo in der Vertikalen denn eigentlich das Eigentum an Grund und Boden ende. Die Frage ist wahrlich klug, denn offenkundig kann kein Grundeigentümer Wegezoll für Flugzeuge und Ballons erheben, die sein Eigentum überfliegen, noch U-Bahnen, Kanalisationen und dergleichen abkassieren, die unter seinem Grundstück hindurchführen. In Japan hat dies etliche Pläne hervorgerufen, schon vorhandene Gebäude einfach zu überbauen oder zu unterbauen, was – wie alle neuen Wege – zweifellos eine ganz neue Gestaltung solcher Räume verlangt und das Bild von Städten nachhaltig verändern wird.

Man sieht also, daß sich auch in diesem traditionellen und vermeintlich unbeweglichen Feld einiges tut, daß die tradierte Form von Eigentum sich strukturell auflöst und durch temporäre Nutzung und unter dem Aspekt der Brauchbarkeit oder Funktionalität sich verändert. Womit sich auch Anschauungen und Umgangsformen grundlegend wandeln werden.

Dieser Wandel betrifft übrigens sogar – dies sei in diesem Kontext kurz angedeutet – das Eigentum an Produktionsmitteln; denn immer mehr Unternehmen begeistern sich inzwischen und vor allem aufgrund neuer Produktionstechniken und Marketingstrategien für das sogenannte »Outsourcing«, also etwa dafür, Angestellte des Unternehmens zu überreden, sich für spezielle Teilgebiete eines Unternehmens (gestützt auf langfristige Abnahmeverträge mit diesem Großunternehmen) selbständig zu machen, eben in kleineren Einheiten quasi als Eigentümer von Produktionsmitteln eigene Produktionsstätten aufzubauen. Formal wie inhaltlich geht es jedoch hier kaum um eine neue Bildung von Eigentum, vielmehr, wenn auch verbrämt, um

den durch langfristige Verträge und Lizenzübernahmen gesicherten Erwerb von Nutzungsrechten. – Was in seinen sozialen, ökonomischen und ökologischen Dimensionen einer eigenen, ausführlichen Betrachtung bedürfte.

10. lieblich

Übrig bleibt nun zu guter Letzt die Frage, ob das denn alles, wenn schon praktisch, ökonomisch und kulturell, auch psychisch verarbeitbar und umsetzbar ist.

Geben wir gleich zu Anfang dieses fast schon abschließenden Kapitels der ganz gegensätzlichen Überlegung Raum, ob nicht die Sucht und somit ebenfalls die Suche nach Eigentum nichts anderes ist als der Ausdruck einer verallgemeinerbar historischen und zugleich je individuellen Sozialisation. Denn dies eröffnete uns Ausblicke in ganz neue Gefilde, die uns abendländisch vielleicht erschüttern mögen, uns in gewandelter Form jedoch zu veränderter Lebensweise ermuntern.

Ein Kern dieser gedachten (und nun nicht mehr zentral gerichteten) Perspektive ist, daß wir begreifen oder wenigstens ahnungsvoll erörtern könnten, wie sehr sich die Psycho(patho)logie des Kaufens von der des Besitzens unterscheidet, daß also bei-

des morphologisch differenziert werden kann und muß.

Dieses Thema – das übrigens aus der Lektüre eines von dem ungarischen Psychoanalytiker Sándor Ferenczi 1914 geschriebenen Textes »Zur Ontogenie des Geldinteresses« oder auch der Betrachtung von Dagobert Ducks Badezeremonien in Geldmünzen analytische Kompetenz beziehen könnte – schließe ich mit einer gewissen Leichtigkeit den vorweg notierten Schwerpunkten an*:

Kaufen macht Spaß, Besitzen frustriert:

Anmerkungen zum Genuß ohne Reue, zu ökologischer Vernunft und zu Design

Nur keine Aufregung: Ich gebe ja unumwunden zu, daß der Titel dieses Essays zynisch klingt, und daß er nur eine merkwürdige Erscheinungsform der westeuropäischen Mittel- und Oberschichten beschreibt.

Dennoch ist der Text weder zynisch noch beschränkt, denn er betrachtet immerhin zumindest

* Unter dem Titel »Kaufen macht Spaß, Besitzen frustriert« erschien dieses Textstück als Artikel in *Horizont*, Nr. 48, vom 27. November 1992.

einen großen Teil der Westdeutschen und eine handfeste empirische Wirklichkeit. Außerdem könnte diese seltsam scheinende Tatsachenbehauptung, Kaufen mache Spaß und Besitzen frustrieren, sich langfristig sogar als ökonomisch und allemal ökologisch äußerst sinnvoll erweisen und könnte die Tatsache selbst weitere Kreise ziehen.

Bleiben wir also bei den Fakten: Führende Händler von Einrichtungshäusern klagen seit einiger Zeit zum Beispiel darüber, daß sie große Lager mit bezahlter und nicht abgeholter Ware aufrechterhalten müssen. Manch anderen Branchen geht es längst ebenso, und man kennt dieses Phänomen bereits seit Jahren aus Reinigungen, Schneidereien und bei Schustern, da auch dort selbst bei Vorkasse die erledigten Arbeiten von den Kundinnen und Kunden nicht zurückgeholt werden.

Nun paßt solch ein Verhalten nicht zur gern gesehenen vordergründig-moralischen Haltung unserer Gesellschaft und redet man nicht gern darüber. Dabei ist doch alles nur logisch und plausibel. Kaufen nämlich bereitet tatsächlich viel mehr Vergnügen als der Besitz, der letztlich – nehmen wir

teilweise Nahrungsmittel davon aus – immer Sorgenfalten produziert. Wo soll das erworbene Gut noch hingestellt werden in den vollen Wohnungen und Häusern, wer putzt es ständig, wie sehr ärgert man sich über den erst nachträglich festgestellten Mißgriff beim Einkauf, wie drohend sind Brandgefahr und Diebstahl, und wahrscheinlich muß die Versicherung wieder erhöht werden. Denn es ist nicht der Kummer um das dahingeschmolzene Geld, vielmehr sind es Ängste, die stets mit dem Besitz einhergehen. Kaufen ist Euphorie, doch der folgt bekanntlich die Ernüchterung oder Katastrophe auf dem Fuße. Außerdem ängstigt man sich doch stets, daß das teuer Einge kaufte zerbrechen könnte, irgendwelche Flegel es beschmutzen, die Technik irgendwann versagt, es sowieso nicht zu dem restlichen Interieur oder zu den anderen Apparaturen paßt. Dazu kommen gar Probleme, den neuen Besitz zu legitimieren, wozu man sich selber nötigt oder von anderen gedrängt wird (viele, die etwas erworben haben, reden kurze Zeit später schon nur noch von dessen Wiederverkaufswert). Dann kommt die Schwierigkeit der Entsorgung,

der Mühe, alles beizeiten wieder loszuwerden, was noch einmal Geld kosten könnte – und Nerven, Zeitaufwand, Energie und Kränkung, da das einst teuer Erworbene und heftig Verteidigte nun jegliche Legitimation des Erwerbs verloren hat, schäbig aussieht, gar stinkt und nur noch Müll ist; alles nämlich ist nach dem Kauf immer schon potentiell Abfall. Um dieser so trostlosen Situation zu entgehen, sucht man möglichst viel zu bewahren und nicht wegzuwerfen, und macht dadurch aus Büros, Werkstätten und Wohnungen Museen, packt sie so voll, daß zusätzlicher Besitz nur noch aberwitzig wird. Nun, welcher Städter ißt schon gern die Gans, die er in der eigenen Badewanne großgezogen hat.

Nein, das Besitzen deprimiert und enttäuscht (schon wieder sieht man einen Kratzer am Auto oder auf dem Tisch, oder ständig muß der Computerfachmann bemüht werden, das Gerät endlich richtig einzustellen). Am auffälligsten übrigens gilt dies für jene Kompromißwirtschaft der Eigentumswohnungen, die einen mit ständigen Dachdeckerkosten, Heizungsrenovierungen und Gartenpflege frustrieren, weshalb Besitzerinnen und Besitzer

solcher Gebilde ja auch selten stolz auf ihren Besitz sind, vielmehr nahezu fortwährend vom denkbaren Spekulationsgewinn reden, als wollten sie das Ding möglichst schnell wieder loswerden – und damit die Depression.

Verständlicherweise weicht deshalb schon heute ein nicht ungewichtiger Teil des allgemeinen Interesses auf den Besitz von Software aus: Bankkonten, Beteiligungen, Bildung, Kultur und dergleichen. Dies bietet Trost, und die möglichen Schmähungen sind relativ klein, da die Ware langsam verdirbt und vor allem wenig Raum einnimmt, überall hinpaßt und jederzeit hervorgezogen werden kann, um Aufsehen zu erregen oder Ansehen als Wert zu schöpfen. Dafür spricht übrigens auch, daß die hier beschriebene Erscheinung des Kümmernisses über Besitz so neu gar nicht ist. Gerade die Sammlerinnen und Sammler von Kunst handeln schon lange entsprechend: Sie kaufen und kaufen, die Wände ihrer Häuser sind überall gefüllt, dann wandert die Kunst in den Keller, in Planschränke oder in den Safe und schließlich – mit einigem Glück – in die Museen; und die Sammlerinnen und Sammler sind

herzhaft froh, daß sie ihren Besitz endlich aus dem Haus haben und deshalb wieder Neues kaufen können (in Bremen wurde kürzlich ein ganzes Museum vernünftigerweise ohne jeglichen Ankaufsetat hervorragend eingerichtet, denn man holte sich die besten Kunstwerke kostenlos von den dankbaren Sammlerinnen und Sammlern). Eine New Yorker Galerie handelte vor kurzem demgemäß direkt und bot im Verhältnis eins zu eins den Tausch kleiner Formate ihrer Bestände gegen große an, bot also die Möglichkeit, endlich wieder zahlreichere Stücke an die häusliche Wand zu hängen. Doch die Probleme blieben: Versicherung, Brandgefahr, Diebe, Reinigung, Zwang zur Erläuterung... Der Versuch zum Beispiel lohnt sich nämlich, einem Museum eine größere Sammlung etwa als Dauerleihgabe oder als Geschenk anzubieten, denn man wird erstaunlich viele Ablehnungen selbst dort erhalten, da auch diese schon so schrecklich viel besitzen und derweil ab und an ja schon als Verkäufer auftreten.

Nur, so fragt man sich, warum kaufen die Leute denn all die Bilder und Möbel und Autos und Com-

puter und Löffel, Briefmarken, Kugelschreiber und ähnliches mehr. Offenkundig wohl, weil es Spaß macht, das eingebildete Selbst bestätigt und so manche Sorgen ausgleicht oder beiseite wischt.

Gründe für das Kaufen sind überdies vielfältig, und man kann sie bei sich selbst leicht überprüfen. Am bekanntesten dabei ist gewiß jenes Motiv, durch den Kaufakt Frustrationen oder Überarbeitung oder irgendeine andere Unlust abzubauen oder zumindest zu kompensieren: Man verschafft sich durch das Shopping Freude, durch die getroffene Auswahl Selbstbewußtsein (daß man gut zu wählen noch in der Lage ist) und durch die Bezahlung Genugtuung und Selbstbewußtsein. Wünsche und Sehnsüchte schleichen sich in das Kaufen ein, die der nach Hause getragene Gegenstand nie oder höchstens einmal mehr bei dem nächsten Treffen mit Bekannten einlösen kann, da doch selbst möglicher Besitzerstolz durch eine dumme oder niederträchtige Bemerkung der anderen sofort zerrinnt.

Eine andere Begründung findet sich viel einfacher: Denn oft wird nur gekauft, weil man sich geniert, aus einem einmal betretenen Geschäft ohne

Geldausgabe wieder hinauszugehen; was umso mehr gilt, wenn die dort Tätigen aufmerksam und freundlich waren oder gar Kaffee anboten. Sich selbst beschwichtigend, will man diese zuerst nicht beleidigen, heuchelt dann verstärktes Interesse und macht sich selbst schließlich vor, das Ding allein um seiner selbst willen erworben zu haben. Bekanntlich wird dies von gut geleiteten Geschäften eindringlich gefördert. – Schon auf dem Heimweg beschleicht einen nun der Argwohn, alles falsch gemacht zu haben. Doch es gibt kein Zurück, und deshalb muß man zwangsläufig an den gekauften Gegenstand glauben.

Wichtiger in diesem Zusammenhang jedoch ist wohl, daß sowieso meist nicht der Gegenstand, sondern Kommunikation und Zutraulichkeit erkaufte werden – was nicht zuletzt den erstaunlichen Erfolg kleiner intimer oder pseudo-intimer Geschäfte ausmacht, die lediglich jene Hürde nehmen müssen, die verängstigten Sehnsüchtigen einmal in den Laden hineinzuschleusen und ihr prinzipielles Vertrauen zu gewinnen. Die Besitzerin eines Modegeschäftes klagte mir einmal ihr Leid, daß nach

ihrer Meinung 80 Prozent der Kundinnen bei ihr nicht die vorhandene Qualität der Kleider, sondern die ihrer Psychoberatung kauften. Immerhin gaben einige dieser Kundinnen ohne weiteres dafür acht- bis zehntausend Mark im Monat aus, wobei gerade die Mittelbarkeit, eben nicht beim Therapeuten zu sein, den kommerziellen Erfolg ausmacht: Man erwirbt eben stets gerne genau das, was eigentlich nicht offenkundiges Angebot ist.

Auf Buch- und Kunstmessen (wer weiß, auf wie vielen anderen ebenso) werden die meisten Besucherinnen und Besucher durch den Traum geleitet, einmal zur Welt der Dazugehörigen gehören zu dürfen. Was sich dadurch erledigt, daß man bei einem der Aussteller bestellt oder gleich kauft. Der Preis des Ausstellers dafür ist oft weniger die verkaufte oder bestellte Ware selbst als vielmehr ein Glas Wein. Und da spreche man bitte nicht von Irrationalität, denn es ist völlig rational und einleuchtend.

Wie viele andererseits erwerben etwas, nur um anschließend eine anschauliche Plastiktüte durch die Stadt oder durch andere Geschäfte tragen zu

können oder um an den wichtigen Gerüchten oder technischen modischen Informationen teilhaben zu können. Man kauft Leute, Anerkennung, Sympathie, Selbstbewußtsein, Gesprächsbereitschaft und andere Software, und auch die Frage des Prestiges hat sich derzeit längst nach vorne verschoben, weg vom Besitz, hin zum Kaufakt selber. Dabei verhalten wir uns letztlich nur mediengerecht, gewissermaßen fernseherfahrungsgesättigt, denn in der Television haben wir unbewußt gelernt, daß das Schauen, also das fiktive Einheimen, den Besitz von Gegenständen potentiell ersetzt oder ihn eigentlich überflüssig macht. Die Fiktion nämlich mischt sich mehr und mehr in das Leben ein und bestimmt unser Verhalten.

Nun hätten anständige Kulturanthropologen vermutlich gleich zu Anfang dieses Textes geäußert, daß es ein Zeichen größerer Kultiviertheit sei, wenn sich die Lust auf das Vorspiel und auf dessen Ausdehnung verschiebt und damit das stets prekäre Ergebnis oder sowieso zweischneidig Eigentliche fast zur Nebensache werden läßt. Das Vorspiel hat kein Nachspiel, oder das Nachspiel ist nur

Trauer darüber, daß das Vorspiel beendet ist, was lediglich die katholische Kirche als zynisch verkennen mag. – Zynisch nämlich ist eben die Feststellung nicht, daß das Kaufen mehr Spaß macht als der Besitz. Ökologisch zum Beispiel ist das einer der am meisten zukunftsweisenden Aspekte, der zugleich ökonomisch völlig unproblematisch ist: An die Stelle von stetig Energie und Rohstoff verbrauchender Produktion später zu entsorgender Produkte setzt sich hochgradig die bruttosozialproduktrelevante Dienstleistung, da die Gegenstände im Kaufakt selber verschwinden und die hergestellten Gegenstände mehrfach verkauft werden können oder bis auf einige unabdingbare ohnehin überflüssig sind. Verbindet man dies mit der allemal anstehenden Neubewertung von Arbeit, wären wir auf diesem Wege der ökologischen und ökonomischen Vernunft einen gewaltigen Schritt nähergekommen. Allerdings bedürfte dies gewiß einer weitaus verbesserten Schulung von Verkäuferinnen und Verkäufern, einer möglichen Veränderung der Gegenstände und ohnehin einer höheren Dramatisierung oder Theatralisierung der Kaufakte und

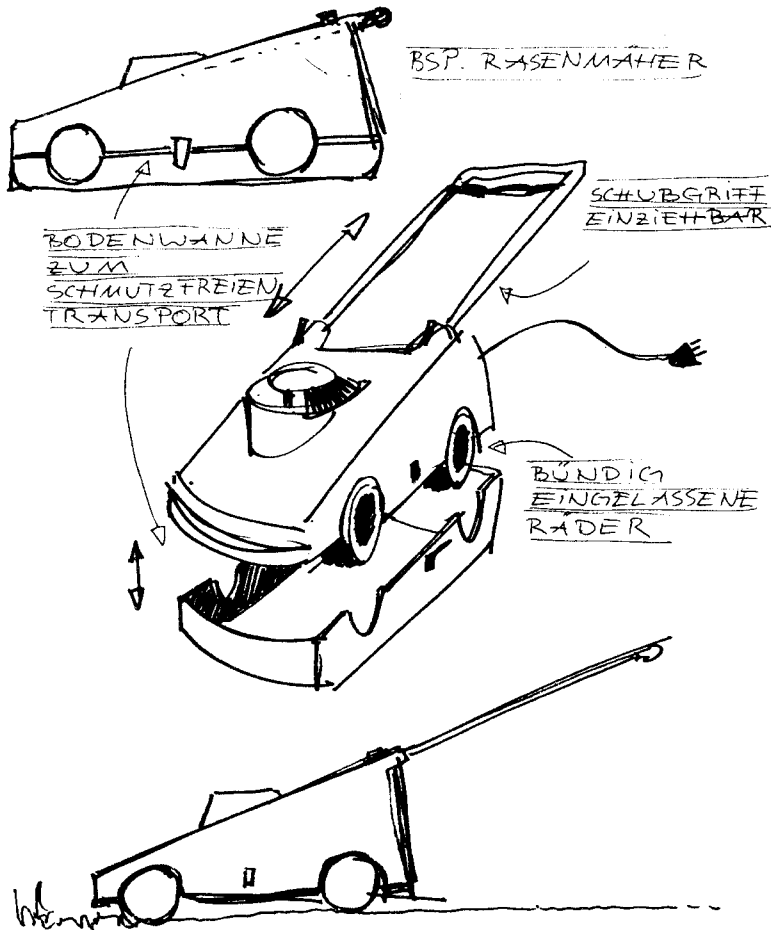
einer größeren Praktikabilität des Bezahls. Im übrigen ließe sich dadurch, daß letztlich nur noch das Kaufen selber bezahlt würde, sogar das soziale Problem von Überschuldungen leichter steuern, da die Ideologie eines »gerechten Preises« für eine Ware schleunigst verschwinden würde und der jeweils für den Kauf zu zahlende Preis als Frage der Einlösung von Wünschen, Sehnsüchten und Prestige nicht identisch sein müßte mit dem vom jeweiligen Konto abgebobenen Betrag, der sich dem jeweils entsprechenden Einkommen prozentual annähern könnte.

Wer nun glaubt, dieser Text sei eine Parodie oder dreist utopisch, der irrt, und wem die Gedanken zu radikal sind, der ist ein Romantiker.

schließlich

Wohl wissend, daß dies nur ein Essay, eben ein Versuch war, der geschrieben und nun auch gelesen wurde, hoffe ich darauf, daß dieser Text eine produktive Rezeption haben möge – fern von jenen üblichen Reflexionen, die konsumierend immer schon alles aus Gewohnheit besser wissen, flugs sich an einigen Formulierungen stoßen und sich dann für gewöhnlich beruhigt ob der eigenen Schläue und des gesunden Menschenverstandes zurücklehnen oder schmollend sich ereifern und dabei quasi versehentlich den Standards von Eigentümelei erneut verfallen und jeglichen Gedanken, der sie stört, säuberlich zurechtbürsten.

Fände nämlich dieser Essay jene bewegte Aufmerksamkeit, die ihn unter dem Blickwinkel von Gebrauchswerten und Aneignung nutzen mag, dann würde sich meine eigene Kritik an diesem Essay relativieren, keine Antworten geben, vielmehr viele Fragen gestellt zu haben.



Entwurf Günter Horntrich (Yellow Design)

Aber immerhin hat beizeiten der italienische Designer Mario Trimarchi bei einer Diskussion sehr eindringlich gefordert, Design dürfe nicht nur das Öl, sondern müsse auch den Sand im Getriebe darstellen – und einst las man in Paris auf Häuserwänden den nützlichen Beginn eines Satzes: »Ce n'est qu'un début«: Dies ist nur der Anfang.